

Anders gelesen.

Essays zu Josef von Eichendorff, *Aus dem Leben eines Taugenichts*.

Redaktion:

Christoph Bräuer und *Irene Pieper*

Institut für Deutsche Sprache und Literatur I

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main

Falk Hamann

Leiter des Deutsch-Leistungskurses 12 am Lessing-Gymnasium

Mai 2005

Von der Zusammenarbeit zwischen Schule und Universität. Ein Projekt zur „Verfertigung der Gedanken“ beim Schreiben

von Falk Hamann

„Unser Alltagsleben besteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieser Zirkel von Gewohnheiten ist nur Mittel zu einem Hauptmittel, unserm irdischen Daseyn überhaupt, das aus mannichfaltigen Arten zu existiren gemischt ist. Philister leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu seyn. Sie thun das alles, um des irdischen Lebens willen; wie es scheint und nach ihren eignen Äußerungen scheinen muß. Poesie mischen sie nur zur Nothdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind. In der Regel erfolgt diese Unterbrechung alle sieben Tage, und könnte ein poetisches Septanfiebert heißen. Sonntags ruht die Arbeit, sie leben ein bißchen besser als gewöhnlich und dieser Sonntagsrausch endigt sich mit einem etwas tiefern Schläfe als sonst [...].“

Konfrontiert man dieses Zitat von Novalis, dessen markante Skizzierung des Spießbürgers, mit J. v. Eichendorffs *Taugenichts*, der Inkarnation des poetischen Gemüts, so tut sich die Frage auf, wer von beiden Typen, das poetische Gemüt, das zu nichts taugt, oder der Philister, der alles mit dem Prüfstein der Taugbarkeit misst, den höheren Anspruch an sein Leben, und damit vielleicht an das Leben überhaupt, stellt. Vor dem Hintergrund solcher Fragen ist die Auseinandersetzung mit der Erzählung *Aus dem Leben eines Taugenichts* immer wieder reizvoll, weil wir uns doch, wenn wir im Horizont des obigen Zitats von Novalis bleiben wollen, mit der Frage konfrontiert sehen, ob wir die Poesie unserer Notdurft zurechnen wollen oder ob sie etwas mehr bedeutet, wobei dieses „Mehr“ vielleicht zu nichts taugt. Oder befinden wir uns hier in einem grundsätzlichen Irrtum, indem wir, gleich dem Philister, die Dinge immer nur unter dem Gesichtspunkt der Mittel-Zweck-Relation und in dem

Wert einer Sache ihre handfeste Verwertbarkeit sehen? Wird hier nicht grundsätzlich etwas verwechselt?

Das poetische Gemüt auf jeden Fall kennt solche Relation nicht, denn es begibt sich auf eine grundsätzliche Weise auf den Weg, von dem es noch nicht weiß, wo selbiger enden wird. Sein Horizont ist nach vorne hin geöffnet und durch keine Verwertungsoptionen und Zielsetzungen geschlossen. Das macht es unbrauchbar, unberechenbar und je nach politischer und gesellschaftlicher Situation unheimlich.

Als ich mich nunmehr vor drei Jahren auf den Weg begab, mit Frau Dr. Pieper vom deutschdidaktischen Seminar der Universität Frankfurt zusammenzuarbeiten, empfand ich dies zunächst nicht als den Weg eines poetischen Gemüts, wenn auch eine gewisse, nicht in alle Details zu kalkulierende Offenheit vorlag. In den Wonnen der Alltäglichkeit zwischen Korrekturheften und Lehrplänen erschien mir diese Möglichkeit der Zusammenarbeit zwischen dem Lessing-Gymnasium und der Frankfurter Universität ein Fenster zu öffnen, nicht bloß um sich hinauszubeugen – das ist für einen Philister zu gefährlich –, sondern um aus der engen, transpirationsgeschwängerten Schulstube zumindest einigen didaktischen Staub hinausblasen zu lassen.

Ich kann jetzt aus den hinter mir liegenden drei Jahren der Erfahrung mit dem Seminar für Deutschdidaktik sagen: Ich bin Frau Dr. Pieper für ihr Engagement, ihre Ideen und die gute Zusammenarbeit dankbar. Ihre Unterrichtsbesuche an unserer Schule, zusammen mit ihren Studenten, gemeinsame Planungen von Unterrichtseinheiten, ihre Ideen für Literatur, gewachsen ihrerseits in ihrer Arbeit an der Universität, Rückmeldungen meinerseits bezüglich der Evaluation dieser didaktischen und literarischen Vorschläge durch den Unterricht, ließen in den letzten Jahren einen beiderseitigen Fluss an Informationen entstehen, einerseits neue Ideen für den Unterricht, andererseits die Überprüfung theoretischer Konzeptionen für den Unterricht eben durch den Unterricht. Diese Zusammenar-

beit hat mir in den letzten Jahren sicherlich mehr gebracht, als anderweitige Fortbildungsangebote überhaupt leisten können.

Die Schüler des Deutschleistungskurses der 12. Jahrgangsstufe besuchten in dieser Zeit einige Male das von Frau Dr. Pieper geführte Didaktikseminar „Der Essay“, sie sprachen vor Studenten über ihre Leseerfahrungen, kamen mit diesen in Austausch von Gedanken zur Literatur und schnupperten etwas von der Luft eines akademischen Betriebes. Frau Dr. Pieper übernahm ihrerseits einige Stunden Unterricht bei mir im Leistungskurs, um die durch diesen beiderseitigen Kommunikationsfluss entstandenen neuen inhaltlichen und didaktischen Konzeptionen zu erproben.

Die Zusammenarbeit, in diesem Falle unter dem Thema „Essayistisches Schreiben“ – in der Vergangenheit gab es noch andere Themen –, erstreckte sich dieses Mal auf einen Zeitraum von ungefähr sechs Wochen. Für die Schüler war nicht nur die Zusammenarbeit mit Studenten der Universität etwas Neues, sondern auch das Thema, essayistisches Schreiben als Möglichkeit einer interpretatorischen Annäherung an Texte. Gerade die Jahrgangsstufe 12, insbesondere ein Leistungskurs, bietet sich dafür an, heißt es doch in dem Lehrplan für die 12. Jahrgangsstufe Gymnasien: „Die analytisch-kritische Auseinandersetzung mit Texten soll ergänzt werden durch Verfahren des handlungs- und produktionsorientierten Unterrichts, d.h. eigenes kreatives Schreiben und Gestalten wie das Paraphrasieren, Umschreiben, Fortschreiben, Rezensieren und gestaltendes Interpretieren von Texten sind zu fördern. Gestaltungsformen können Brief, Tagebuch, innerer Monolog, Rollenbiographie, Plädoyer oder fiktive Gespräche zwischen literarischen Figuren sein.“ - Ich ergänze hier infolge meiner Zusammenarbeit mit Frau Dr. Pieper: können auch Essays sein. Der Essay bewegt sich wohl im Zwischenfeld von „gestaltendem Interpretieren“ und „Rezensieren“.

Aber warum denn gerade der Essay? Was hat er anderen Schreibweisen voraus? Über essayistisches Schreiben im Deutschunter-

richt nachzudenken heißt auch, über den Deutschunterricht überhaupt nachzudenken.

Im Vergleich zum biedereren Aufsatz, basierend auf Analyse, Aufbau, Argumentation, Begründung, besitzt der Essay ein größeres Moment an Freiheit. Dieses Moment gewinnt er dadurch, dass Subjektivität und assoziative Vernetzung von Ideen seine konstitutiven Elemente sind. Statt der Spurensuche von Sinn und Bedeutung eines Textes in dessen motivgeschichtlichem, historischem, gesellschaftlichem und des Autors biografischem Kontext stellt sich das rezipierende Subjekt selbst mit seinen Leseerfahrungen und seinem Verständnis-horizont dem Text gegenüber. Es beginnt sich selbst zu erfahren, wird seinerseits zum aktiven Part, ein Gespräch entsteht, beide werden zu Teilnehmern eines gemeinsamen Sinnhorizontes, der sich ihnen in der „Verfertigung der Gedanken beim Sprechen“ erweitert, der Text beginnt neu zu sprechen, wird im Zuge der essayistischen Verfertigung der Gedanken beim Schreiben in das assoziative Netz der Gedanken hineinverwoben. Schreiber und Text werden Teilnehmer einer Kommunikation, an deren Ende die Erweiterung eines Sinnzusammenhangs stehen könnte. Aus der Einbahnstraße des analytischen Textverstehens wird eine Kommunikation.

Analyse und Interpretation sind ein schwieriges Geschäft und wir versuchen es als Deutschlehrer unseren Schülern beizubringen. Textverständnis, historisch-gesellschaftliche Hintergründe, biografische Aspekte, Motivgeschichte – es sind alles Aspekte, die dazu beitragen können, einen Text auszulegen. Dabei bleibt allerdings eines vor der Tür stehen: Das Wagnis, sich einem literarischen Text selbst kreativ, und das heißt hier in seinem eigenem Medium, nämlich dem Ästhetischen, zu nähern.

Ein Essay wird anders gestrickt als eine Textanalyse. Befindlichkeiten, Rezeptionserlebnisse – ich saß im Zug, als ich das Buch von Kleist las – sprachliche Bilder weben das Netz eines Essays. Durch dessen vielverschlungenes Netz kann aufge-

fangen werden, was durch die spröden Raster einer Analyse fällt.

Um Missverständnissen vorzubeugen, es geht nicht darum, essayistisches Schreiben an die Stelle einer Analyse oder Interpretation zu setzen. Es geht um Ergänzungen. Aber vielleicht ist es doch mehr als eine Ergänzung. Vielleicht gehört das essayistische Schreiben zu den Voraussetzungen einer verstehenden Interpretation. Jeder großen Sache geht eine Idee und nicht eine Analyse voraus. Selbst Kant – es gibt kaum einen anderen, der in der deutschen Sprache so gradlinig gedacht hat, setzt seiner „Kritik der reinen Vernunft“ eine Metapher voraus, nämlich die des kopernikanischen Weltbildes, und überträgt sie dann auf erkenntnistheoretische Fragestellungen. Dann erst beginnt seine Analyse der Erkenntnisstrukturen. Der sprachlich kreative Entwurf setzt sich vor die sogenannte wissenschaftliche Arbeit; Beschreibung, Zerlegung, Klassifizierung, Systematisierung usw. folgen.

Für den Literaturunterricht bedeutet das essayistische Schreiben ernst zu nehmen, was im Deutschunterricht – und nicht nur in diesem – selbstverständlich sein sollte, das Vorverständnis von gelesener Literatur fruchtbar zu machen, mit ihm zu spielen, es einzubringen. Nur so kann es erst zu einer Horizonterweiterung kommen.

Der Schulalltag wird zu stark durch das analytische Denken beherrscht. Kreatives, bildhaftes Denken scheint durch die künstlerischen Fächer abgedeckt. Wenn es aber richtig ist, dass bahnbrechende wissenschaftliche Erkenntnisse durch eine im Traum geborene Metapher auf den Weg gebracht werden können, dann erscheint die Trennung von analytischen und künstlerischen Fächern als willkürlich, dann ergibt sich gerade für den Deutschunterricht, Literatur nicht ausschließlich dem analytischen Verstand zu überlassen. Ansonsten wäre literarische Erfahrung nichts anderes als die Orchidee, mit der man sich auf der Aktionärshauptversammlung oder beim abendlichen Dinner mit Geschäftsfreunden schmücken kann. Oder aber man überlässt sie, wie es die Politiker zu tun

pflegen, beim Staatstreffen den Gattinnen. Eine solche Behandlung der Literatur, eigentlich ihre Traktierung, übersieht völlig die metaphorische Leistung von Sprache, die sich auf Gedichte, Erzählungen und Geschichten – wenn sie hier auch in besonderer Weise gepflegt wird – beileibe nicht beschränkt.

Das hat Konsequenzen für den Deutschunterricht. Ich kann das hier nur andeuten. Aber sicherlich wird die kreative Leistung metaphorischen Denkens übersehen, wo der Literaturunterricht zu einem Betrieb verkommt, wo abfragbares Wissen, analytisches Denken und Epochenvergleiche dessen Hauptingredienzien sind.

Eine Bemerkung noch zum Schreiben. Es wurde geschrieben, nicht essayistisch erzählt. Das freie Gespräch hat Vorteile. Es knüpft an Vieles an, was zuvor gesagt wurde. Das Schreiben demgegenüber hat den Vorteil der ruhigen Sammlung, einer größeren Distanz und auch einer höheren Selbstkontrolle. Essayistisches Schreiben vereint sozusagen die Vorteile der freien mündlichen Äußerung mit der stärkeren Konzentration beim Schreiben.

Ich freue mich auf weitere Erfahrungen der Zusammenarbeit mit der Frankfurter Universität, so wie sie durch Frau Dr. Pieper und ihren Studenten und Studentinnen mitgetragen wurde.

*

Eine Lesart entwickeln

von Irene Pieper

Die Kritik ist begeistert, das Buch liegt aus in allen Buchhandlungen, die etwas auf sich halten, mein Besitzer-Instinkt ist sofort geweckt: Ein geheimnisvoller Garten als Umschlagmotiv, darunter Leinenbindung, das Lesebändchen noch eingeschlagen. Erst verschenke ich das Buch – im Vertrauen auf die Herren Rezensenten und die Vision der ästhetischen Partizipation, dann gönne ich mir selbst ein Exemplar und beginne einige Wochen später die Lektüre. Hm. Ohje. Das hast du D. geschenkt. Ausgerechnet D.! Das Frauenbild ist ja unglaublich. Die junge Frau als Muse des älteren Herrn. Landhaus mit Garten. Stiefel. Eine Bank zur Ausstellung des weiblichen Körpers. Die klassische Entwicklung zur Dreiergeschichte. Will ich das wirklich weiter, zu Ende lesen?

Eines Abends ein Anruf von Frau M.: I. hat erzählt, Sie hätten es auch gelesen. Nun sagen Sie mir doch mal, wie sehen Sie das denn? Sie sind schließlich eine andere Generation! – Eine angeregte Stunde lang gehen wir unserem Unbehagen nach, tragen Indizien zusammen. Wir wägen Lesarten ab, konturieren Deutungsmöglichkeiten, begründen unseren Erstverdacht. In der Summe wächst unsere geteilte Ablehnung – wie auch das Erstauen darüber, dass die „Kritik“ keine unserer Schwierigkeiten zu teilen schien. Trotzdem finden wir am Ende, dass sich die Lektüre gelohnt hat – auch und gerade wegen unseres kleinen literarischen Gesprächs. Das gemeinsame Thema mussten wir nicht erst herstellen, es drängte sich uns auf, entwickelte sich im Austausch mit unseren eigenen Bildern und Geschichten, den Vorstellungen, die die Lektüre geweckt hatte. Probeweise formuliert, gewannen unsere Lese-Erfahrungen im Gespräch Gestalt.

Kaum etwas regt mich mehr zum Lesen an als solcherlei Verdichtungen. Manchen Text möchte ich sofort mit dieser oder jenem besprechen, Sätze prägen sich ein, Charaktere gehen mir nach. Nicht im-

mer, natürlich. Da gibt es auch die Zeiten für das Buch auf dem Nachttisch, zwei Seiten am Abend und dann einen Lesebilderlosen Alltag mit allerhand Wörtern zum Geschäft. Oder die Literatur als Profession, die Einweisung in die Technik des Interpretierens: Analysieren Sie den Aufbau. Gehen Sie auf die Erzählperspektive ein. Beachten Sie die rhetorischen Figuren. Immer in der Hoffnung freilich auf die glückende Kommunikation zwischen Leserin, Leser und Text... Ästhetische Praxis, Lesekultur als Horizont.

Der lässt sich doch heranrücken? Kommunikationen sind gestaltbar und sie leben nicht nur aus der Anwesenheit. Die Literatur selbst kann Gesprächspartner sein, freilich ein abstraktes Ziel, konkreter ist da schon das literarische Gespräch auf dem Weg zur eigenen Lesart, geteilt oder scharf konturiert, jedenfalls der Dynamik des sich aussprechenden Interesses geschuldet. Das lässt sich freilich auch auf dem Papier versuchen, und endlich wären wir beim Essay angelangt. Les-Art entwickeln, sich an der Kunst versuchen und in der Wahl und Nutzung passender Werkzeuge üben, in diesem Fall auf dem Weg zum Selbst-Ausdruck über Literatur. Alles andere als einfach, aber im Ergebnis möglichst „leicht“. Von diesem Versuch erzählt dieses Bändchen.

*

Ferne

von *Cyril Schirmbeck*

Es ist Nacht. Stille – unterbrochen lediglich durch fern zirpende Grillen, rhythmisch, gläsern und vertraut. Sporadisch verliert sich der Laut eines Hundes in den Weiten des Gebirgstals; ein kurzzeitiges Aufbegehren, das den Ruhenden für kurze Zeit aus fern schweifenden Gedanken reißt, in eine ebenso ferne Realität.

Es ist der Reisende, der wahrnimmt. Seiner Wahrnehmung, seinen Sinnen bieten die kunstvoll gefertigten Wände, die genehm luxuriöse und durch zahllose, geschmackvoll und gekonnt arrangierte Kunstwerke aus der Blütezeit des fernen Landes ergänzte Ausstattung des Zimmers schützend, nur bedingt Vertrautheit. Obgleich sie ihm bereits Freunde sind in der Ferne, sind sie doch nur Vertraute von kurzer Dauer; die Zeit stellt sich ihm als unaufhörliches Rinnsal gegenüber, jeder rhythmische Pulsschlag der Zirpen ist eine weitere Vorahnung des nahenden Aufbruchs. Und mit dem Aufbruch kommt das Unbekannte, denn seine Reise ist nur bedingt durch Planung gesichert.

Was ist es, das der Reisende sucht in der Ferne? Denn ein Motiv, ein Zweck liegt zweifellos jeder seiner Handlungen zu Grunde.

Was ist es, das der Reisende findet im Abstand von Gewohntem? Durch das Erfahren des Neuen, so schweiften seine Gedanken in dieser Nacht, erfährt er gleichzeitig über sich selbst. Nicht das Erkunden neuer Welten, anderer Kulturen und fremdartiger Sitten scheint ihm Ziel zu sein, vielmehr ist es Grundvoraussetzung für ein neues Begreifen des Ich; dies, so scheint ihm, sei der eigentliche Zweck. Das Ich ist in manchen Fällen nur in der Ferne, zumeist jedoch einfacher in ihr zu finden: denn durch Ungewohntes umgeben lässt sich das Gewohnte – das eigene Ich – einfacher erkennen, der Blick ist ungetrübt, gleichsam geschärft.

Die Propeller surren – die Maschine steigt, ringend, die Gebirgstäler hinter sich lassend. Der Kompass zeigt gen Sü-

den. Es ist früh am Morgen, der erste Lichtstrahl in zeitlicher Nähe.

Mit jedem steigenden Meter, jeder überwundenen Luftschicht fühlt der Reisende die errungene Freiheit; errungen, erkämpft durch ihren Aufstieg hat die Maschine, und mit ihr der in vertrauter Fremde verkehrende, einen lediglich durch die Einschränkung der Atmosphäre begrenzten Blick auf einen Himmel, der begreifen lässt. Gezeichnet durch die grenzenlos vollkommene Zartheit und doch unübertroffene Stärke dieses Anblickes ist der Blick des Reisenden rein; er relativiert die Tätigkeit des Menschen.

Während der Reisende, in diesen Gedanken versunken, den Moment in seiner Gesamtheit zu erkennen vermag, so schenken seine Mitreisenden eben diesem Anblick keine Aufmerksamkeit. Gestört durch die lästig durch die Scheiben des Flugzeuges vordringenden Sonnenstrahlen, senken sie, einer nach dem anderen, die Schutzblenden der Fenster, in einer täuschenden Zufriedenheit ihres Kontrollvermögens über die natürliche Umgebung sich verlierend, und die für ihre Existenz so unabdingbare Nahrung verzehrend, hastig das billige Plastik der Verpackung derselbigen zerreißen. Suchen auch sie den geschärften Blick auf das eigene Ich in der Ferne, haben sie ein Motiv ähnlich dem unseres Reisenden?

Ab und zu fällt ein missachtender Blick auf den Fremdling, der – die Blende seines Fensters geöffnet, den Blick in die Ferne richtend – sich der mechanischen Fütterung, über welche ihn auch kitschig aufgedruckte, lachende Gesichter auf den Plastikbechern nicht hinweg zu täuschen vermögen, verweigert.

Eine Grenze tut sich auf, sie ist unverkennbar spürbar. Die grundsätzliche Verschiedenheit zweierlei Reisender: derjenigen, die Klarheit und Schärfe durch die Ferne zu erreichen bestrebt sind, und derjenigen, die Zerstreuung, Ablenkung, Illusion zu finden bedacht sind.

Dieser Gedanke ist auch des der Romantik eigenen Bildes der Fremde gemein – und findet in ihr gleichsam jedoch

auch Widerspruch. Das im Sinne der Romantik reisende Individuum gibt sich seiner Umwelt hin - ist voll und ganz Teil ihrer selbst; man lässt sich treiben, dies geleitet zum Genuss.

Doch diese vollkommene Hingabe führt zu einer mangelnden Reflexion des Ich, bewirkt nicht Schärfe des Blickes, vielmehr eine ganz eigene Art der Zerstreuung. Der Blick des durch die Romantik durchdrungenen Reisenden ist selektiv gelenkt durch das ihm bereits vorschwebende, bereits vorgezeichnete Bild der Natur. Dies ist dem reinigenden, das Ich verändernden Blick, und somit auch dem damit verbundenen Genuss hinderlich.

Die Metropole pulsiert. Unterschiedlichstes verfolgend, in alle Richtungen sich zerstreugend, um sich in ständig neuer Struktur zusammenzusetzen, durch die Gleichmäßigkeit des Pulses vereint, ist das menschliche Treiben zu verfolgen. Begleitet durch unzählige Laute, blinkend aufschreiende Anzeigen, nach bleibendem Eindruck des Menschen trachtend, vereint sich die Umwelt in beinahe mathematischer Präzision zu einem mächtigen Kollektiv. Der Weg des Reisenden schließlich führt in eine von Palmen geschützte Straße, an ihrem Ende steht die Vorahnung eines Ortes der Ruhe. Ruhe ist es, die dem Reisenden Schutz gewährt.

Die Ruhe dieses zurückgezogenen Ortes jedoch ist von außergewöhnlicher Natur, denn ihr Luxus lenkt nicht ab; auch sie scheint den Blick auf die Ferne zu schärfen. In seiner besonderen, zurückgenommenen Atmosphäre scheint dieser Ort dennoch nicht der Zerstreuung zu dienen; Unaufdringlichkeit ist das Wesen seiner Schönheit – er steht somit nicht im Widerspruch zu seiner Umwelt, ist ihrer vielmehr Ergänzung, bietet ihrerseits klärende Distanz und ist der Natur in all seiner menschlichen Künstlichkeit umso näher. Hier, so erkennt der Reisende, liegt das Wesen wahrer Eleganz.

Das zwar romantische, gleichsam jedoch durch geschärfte Reflexion ergänzte und nicht auf die reine Natürlichkeit be-

grenzte Wahrnehmen ist dem Reisenden zu eigen.

Die Konturen des Ich, durch das Fremde verdeutlicht gezeichnet, durch jeden Eindruck ergänzt, gemeißelt, lassen die Umwelt ebenso wie das Zurückgelassene, gleichsam einer fernen Liebe, in neuer Perspektive erscheinen. Dies ist das Wesen der Fremde, ist ständiges Motiv des Reisens wie des Verweilens.

*

Unendlichkeit (in einem Fenster)

von Alexandra Enzensberger

Ich sitze in meinem Einnehmerhäuschen und schaue zum Fenster. Einem Fenster. Dem einzigen Fenster in diesem von schwerem Tabakrauch vernebelten Schlafzimmer. Mein Schlafrock hängt achtlos über meinem Körper, die Schlafmütze neigt sich schräg über mein graues Haar und doch schlafe ich nicht. Ich ertrage es nicht in meinem Bett zu liegen, womöglich zu träumen und so stehe ich mitten in diesem leeren Raum. Das Atmen fällt mir schwer. Ich liebe es zu stehen.

Was wäre, wenn ich zum Fenster ginge? Nur um einen winzig kleinen kurzen Blick zu erhaschen auf das, was ich nicht zu lieben vermag. Mein Blick schweift durch das quadratische Zimmer, streift den schweren Holzboden, das Bett, Teppiche und die Kommode. Meine Gewänder ruhen sauber geordnet in drei Stapeln, welche jeweils aus vier Kleidungsstücken konstruiert sind und deren Reihenfolge ein Rotationssystem bestimmt. Das oberste Hemd wird angekleidet und nach dem sorgfältigen Reinigen unter die drei verbleibenden platziert.

Die dunkelbraune Kommode aus feinem Eichenholz wird von der Wand gestützt, zu welcher sie parallel ausgerichtet ist und an welcher, ein wenig höher, in einem zarten Goldrahmen das Portrait meines verhassten verstorbenen Vaters zu mir blickt. Seine Augen verfolgen mich bis in die tiefste Nische des Raumes.

Ich halte mein Zimmer stets sauber, jeden morgen überprüfe ich, ob Staub meine Möbelstücke befallen hat. Abends sitze ich in meinem großen Sessel aus dunkelgrünem Samt und rauche meine Pfeife, denn der Geruch des Tabaks beglückt mich. In diesen Stunden vergesse ich mich und frage mich, was wohl der Sinn in meinem Leben sei. Oft schrecke ich dann auf und stehe, wie jetzt, in der Mitte meines quadratischen Zimmers. Das Fenster - es ist hell. Ich sehe mich im blanken Fensterglas gespiegelt und winke mir zu. Verschämt senke ich sogleich die Hand. Und wieder

hebe ich meinen Kopf und sehe – mich in heller Verschwommenheit. Ich fürchte mich vor dem Unbekannten und doch wage ich einen Schritt zu dieser lichten Öffnung, die nur durch mein eigenes Spiegelbild verschlossen zu sein scheint. Was mag sich dahinter verbergen? Ich sehe nur wage Umrisse runder Formen. Unendlichkeit. Ich wünschte in mein weißes Bett zu fallen, von dieser ewig schönen Welt in dem Fenster zu träumen und zu werden.

Wenn ich durch dieses Fenster steigen wollte, so müsste ich meinen Schlafrock und die Schlafmütze ablegen, eines der drei obersten Gewänder wählen, meine Uhr anlegen und dann den Griff des Fensters auf der linken Seite mit leichtem Druck senken: Ich würde aufbrechen und dieses Zimmer verlassen. Mein Arm bewegt sich, langsam, auf den Griff des Fensters zu. Ich spüre fast das kalte Glas, als ich von einer noch nie gekannten Müdigkeit übereilt werde. Ich drehe mich zu meinem Bett um und springe hinein. Ich glaube, dass ich heute Nacht träumen werde.

*

Das Ziel im Leben des Taugenichts

von Christian Fleiter

Woran denkst du, wenn du dich nach dem Ziel im Leben des Taugenichts fragst? Wenn ich mich danach frage, so versuche ich einzelne Handlungen und Geschehnisse seines Lebens für mich einzufangen.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel und auch der Hahn hat es schon lange aufgegeben zu krähen, doch kann man beobachten, wie in dem Zimmer, an das der Taugenichts nachts zuvor nur mit viel Glück, denn das Glück ist etwas, das ihn wohl stets begleiten mag, gekommen ist, langsam und gemächlich die Jalousien geöffnet werden. Es verstreicht nicht viel Zeit, in der er sich bei den Gutsleuten bedankt und von diesen verabschiedet. Da steht er auch schon wieder mit der Fidel auf dem Rücken und dem Stock in der Rechten auf dem Wanderweg, bereit neue Abenteuer zu erkunden. Niemand kann sagen, oder auch nur vermuten, wohin es den jungen Mann wohl heute noch verschlagen wird. Es scheint, als treibe und ziehe ihn eine Kraft, die wohl nicht jeder zu verspüren mag. Doch was erhofft sich ein Mensch wie dieser? Ist es die Suche nach Glück, die Suche nach einer besseren Zeit, die ihn immer weiter treibt?

Vielleicht ist der Taugenichts nicht viel anders als ein Hamster im Rad, der den Gedanken vorwärts zu kommen so verinnerlicht hat, dass es ihm nicht auffällt, auf der Stelle zu stehen. Er geht vielleicht von der festen Annahme aus, dass das Reisen und das Sammeln von Erfahrung im direkten Bezug die beste Schule des Lebens sind. So geht er entlang seines Wanderweges und muss doch eines Tages feststellen, dass er gewiss weit gekommen, aber damit nicht unbedingt auch viel erreicht hat. Ergreifen ihn dann Depression und Trauer, oder ist es gerade das, was den Taugenichts ausmacht, die Unbeschwertheit, die Zufriedenheit, mit dem glücklich zu sein, was man getan hat? Für viele klingt dies wahrscheinlich nach einer ziemlichen Fehlsetzung von Werten und der Moral. Wie klingt dies für dich?

Aber ist es nicht möglich, dass wir den Taugenichts mit unseren verinnerlichten Vorstellungen von Glück und Zufriedenheit einfach nur nicht verstehen können? Hat die heutige Gesellschaft uns vielleicht von diesem Weg, von dieser Art zu Denken abgebracht?

Er wandert meist allein, nur seine Geige ist ihm ein treuer Freund und Begleiter. Mit Langweile und Einsamkeit wirst du dies wahrscheinlich verbinden. Doch der Taugenichts sieht sich keinesfalls als ein dem Leben abgewandter Eremit, die Verbundenheit mit der Natur ist für ihn sein größtes Gut. Wo Natur gesucht wird, ist auch der Wunsch nach Freiheit nicht fern. Ein Taugenichts lebt vielleicht nur, um zu leben.

Er verkehrt ständig mit der Ungewissheit, doch ist er sich seiner Freude und Liebe zur Natur und der damit verbundenen Freiheit stets gewiss. Doch was interessiert und reizt uns an so einem Menschen?

Heute geht es fast jedem um Geld und Ansehen. Liegt es vielleicht daran, dass wir uns in dieser scheinbar so klaren und logisch strukturierten Zeit nach Werten und Vorstellungen sehnen, die uns ein bisschen mehr das Gefühl geben „frei“ zu sein, nicht nur Mittel zum Zweck zu sein, nicht nur ein Glied in einer Kette, die sich Gesellschaft nennt, sondern ein selbstständiges Individuum. Der Taugenichts steht in keiner Abhängigkeit wie sie viele von uns heutzutage kennen. Er kann tun und lassen, was er will, er kann reisen, wie es ihm beliebt und es scheint niemals einen Punkt zu geben, an dem er, aufgrund äußerer Begebenheiten oder Bestimmungen wenden und seine Reise beenden muss. Liegt für uns hierin die Faszination, die der Taugenichts ausübt? Es scheint, als sei der Mensch heutzutage dermaßen in ein festes, strukturiertes System integriert, welches keine Freiräume und Platz für eigene Wege und Ideen bietet, dass wohl ein jeder manchmal wünscht, ein Taugenichts zu sein – frei und ungebunden.

Für einen Taugenichts ist der Weg das Ziel und nicht der Ort, an dem er am Ende steht oder das, was er am Ende ist.

Zuallerletzt wird er vielleicht sein Leben rückblendend betrachten und nicht stolz auf Vermögen und Besitz sein, er wird sich fragen, ob er sein Ziel erreicht und verwirklicht hat, sein Ziel zu leben.

Nun, lieber Leser, ich hoffe dir meine Vorstellung vom Ziel im Leben des Taugenichts ein wenig näher gebracht zu haben. Ein jeder sollte ein Ziel haben, egal welchen Normen und Werten, die sich vielleicht im Laufe der Zeit ein wenig zu verändern mögen, von der Idee einer guten Lebensführung dies entspricht. Aus diesem Grund frage ich dich: Nach welchen Vorstellungen und Wünschen möchtest du leben? Stelle dir selbst diese Frage und beantworte sie frei von Voreingenommenheit. Ich hoffe, dass du eine Antwort finden wirst.

*

Über das Suchen und Finden des Selbst in der Musik

von Hannah Heydorn

Der Taugenichts möchte die überschaubare Welt der Philister, in der Tüchtigkeit und Erfolgsdenken vorherrschen, verlassen und sich in eine große Welt voll von Abenteuern, Überraschungen und Phantasie begeben. Wer kennt das nicht? Wer hat nicht manchmal oder sogar oftmals das Bedürfnis, sich gegen die inhumane Geschäftigkeit des modernen Lebens zu wenden? So geht der Taugenichts also „*in die Welt und macht sein Glück*“ [TA, 5: 15ff.]. Sein Glück besteht in dem Entkommen aus dem Dasein in einer Gesellschaft, in welcher deutlich eine Hegemonie philisterhafter Normen zu erkennen ist, und zugleich aus der Sehnsucht nach der Ferne, der Liebe und der Freude. Auf diesem Weg spielt seine Liebe zur Musik, ja die Musik selbst eine ganz entscheidende Rolle. Denn die weltverbindende Funktion der Musik gelangt vor allem in der Romantik zu großer Bedeutung. Und auch heute noch fungiert sie als ein Kommunikationsmittel außerhalb der Sprache, als Verbindung verschiedener Welten. Sie schafft menschliche Beziehungen und lässt Gegensätze schwinden.

Ein wunderbares Beispiel hierfür aus dem Werk um den Taugenichts lässt sich gleich zu Beginn in der ersten Szene finden:

„[...] Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die Ältere stillhalten und redete mich holdselig an: «Ei, lustiger Gesell, er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen.» Ich nicht zu faul dagegen: «Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schönere.»

[...] «*Spring er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach W.*» " [TA, 6f.: 29ff.].

Es lässt sich die Verbindung zweier Welten, ja zweier Klassen erkennen, welche ohne die Musik nicht zustande gekommen wäre, denn die beiden Damen hätten den Taugenichts wohl kaum beachtet, wenn er ihnen nicht durch sein Musizieren aufgefallen wäre. Besonders in Be-

zug auf die Liebe zur „schönen gnädigen Frau“ kommt der Musik eine stark verbindende Rolle zu. Denn der Taugenichts entdeckt seine Liebe zu ihr, ohne je eine noch so kleine Unterhaltung mit ihr geführt zu haben. Lediglich ihre Gestalt sah er und den Klang ihrer Stimme vernahm er allabendlich, wenn sie „[...] *die Gitarre in den weißen Arm nahm und dazu so wunderschön über den Garten hinaus sang, dass sich [ihm] noch das Herz umwinden will vor Wehmut, wenn [ihm] eins von den Liedern bisweilen einfällt.*“ [TA, 11: 13ff.] So beschränkt sich die Kommunikation zwischen der Gräfin und dem Taugenichts, bis es zur Heirat kommt, auf die musikalische Ebene.

Dass man ohne die Sprache über die Musik eine Verbindung zu anderen Menschen aufbauen kann, nutzt der Taugenichts auch ein anderes Mal wieder, *indem „er sich besinnt, seine Geige aus der Tasche zieht, und schnell einen lustigen Ländler aufspielt, während er aus dem Walde hervortritt. [...] und eh' er's sich versah, schwenkte sich das junge Bauernvolk tüchtig um ihn herum, [...] Wie der erste Schleifer vorbei war, konnte er erst recht sehen, wie eine gute Musik in die Gliedmaßen fährt.*“ [TA, 32: 13ff.]

Ich stelle mir die Frage, warum der Taugenichts ausgerechnet die Geige spielt, nicht etwa die Flöte. Diese Tatsache erkläre ich mir durch den Unterschied beim Spielen des jeweiligen Instrumentes. Um ein Stück auf einer Flöte spielen zu können, muss man „nur“ die dazu nötigen Handgriffe beherrschen. Bei der Geige hingegen sind diese nicht so eindeutig definiert wie bei der Flöte. Jeder Geiger muss, innerhalb bestimmter Grenzen, für sich die Töne, sowie die Art sie zu spielen, selbst finden. So legt er auch auf eine besondere Weise seine Emotionen und Sehnsüchte in die gespielten Stücke.

Der Taugenichts drückt meiner Meinung nach nicht nur seine momentane Gefühlslage, sondern auch seine Träume und Wünsche für die Zukunft durch seine Musik aus. Dies kann man auch sehr schön am Text der jeweiligen Lieder erkennen,

wie beispielsweise an dem Eingangslied [TA, 6], welches sehr genau seine Vorstellungen für die Zukunft schildert.

So sehe ich ein Motiv, welches sich durch den Roman des Taugenichts zieht, das mich an eine vorromantische Aussage von Shakespeare in *Was ihr wollt* erinnert: „Wenn Musik die Nahrung der Liebe ist, so spielt fort.“

*

Vom Verlust der Idylle

von *Michael Petridu*

Die Vermischung von märchenhaften Darstellungen, einer spannenden Erzählung und den zufällig eingestreuten Gedichten, die jederzeit treffend den Gemütszustand des Taugenichts beschreiben, wecken in mir die Sehnsucht nach einer paradiesischen Welt, fern ab von der alltäglichen, die mich tagein tagaus umgibt. Wer wünscht sich nicht sehnsüchtig eines Tages in nebelverhangenen Waldtälern aufzuwachen, umgeben von Spatzen, die unbekümmert um einen herum tollern. Es fehlen Momente, in denen die Zeit stillsteht und man Platz für romantische Gefühle hat. Dieser Welt steht eine Gesellschaft, vom bloßen Nützlichkeitsdenken geprägt, gegenüber, die alles auf seine Brauchbarkeit überprüft und mit dem Verstand Begründungen sucht. Der bürgerliche Alltag erscheint den Romantikern als grau, ohne Abwechslung, beherrscht vom langweiligen geordneten Berufsleben.

Die Romantiker dagegen begeistern sich für die Schönheit und Wildheit der Natur, sie verehren die einfache Kunst des Volkes, wie der Taugenichts das Fiedeln auf seiner Geige. In einer romantischen Welt leben zu können, „einen ganz neuen schönen Frack und Weste anziehen, die mir sehr vornehm zu Gesicht standen, nur das mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herum schlotterte.“ [TA, 40: 19ff.] Jedem wäre es unerträglich, in eine Rolle gedrängt zu werden, in der man sich unwohl fühlt. In seiner Phantasie entspringt aus dieser Unzufriedenheit die Angst und er nimmt seine Umgebung anders wahr. Um diesem Zustand der Verdrossenheit zu entkommen, wendet er sich den liebevolleren Angelegenheiten in seiner Nähe zu. Ihn überkommt in solchen Momenten ein starker Hang zu Melancholie, durch die ihm bewusst wird, dass dies, was er begehrt, womöglich immer unerreichbar für ihn bleiben wird. „Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin.“ [TA, 16: 21ff.] – die Rede ist vom Taugenichts - einem Romantiker inmitten einer schwärmerischen Idylle. Seine „romantisch-durchströmte“ Art würde ich nur liebend gern mein Eigen nennen und, wie er, die Natur als grundlegendes Prinzip allen Seins betrachten. Mit solch einer Sorglosigkeit möchte auch ich

der anmutigen Aurelia gegenüber treten und ihr die Worte „Schönste, gnädige Frau, nehmt auch noch diesen Blumenstrauß von mir, und alle Blumen aus meinem Garten und alles was ich habe. Ach könnt ich nur für euch ins Feuer springen!“ [TA, 18: 5ff.] entgegenbringen. Dem Taugenichts ist dies aufgrund seiner Unbeschwertheit und Sehnsucht, die zugleich Naivität ausstrahlen, sehr wohl möglich, aber mir fehlt die Entschlossenheit und die Courage meiner Angebetenen so vor die Augen zu treten.

Mich überkommt beim Lesen der ersten Zeilen „aus dem Leben eines Taugenichts“ ein wundervolles Gefühl, als würde ich aus der alltäglichen Welt entfliehen und in die idyllischen Vorstellungen des Taugenichts eintreten – „der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen“ [TA, 5: 2ff.]. Es ist ein Gefühl von Unbeschwertheit, Sorglosigkeit, das sich in mir festsetzt. Heutzutage wäre so ein Leben kaum vorstellbar – vor allem weil man solch einer Idylle nirgendwo mehr begegnen kann. Es ist die Rede von „einem schönen Baumgarten, wo die Morgensonne so lustig zwischen den Stämmen und Wipfeln hindurchschimmert, dass es aussieht, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt“ [TA, 28: 11ff.]. Diese Metaphorik wirkt heiter und begegnet mir mit kindlicher Sorglosigkeit. Besonders Kinder leben auch noch in einer unbeschwerten, glücklichen Naivität – genauso wie der Taugenichts. Ich habe das Gefühl, dass ihm diese Augenblicke sehr kostbar sind, denn sie wären es mir auch.

Der gutgläubige Taugenichts scheint sorglos durch die Welt zu schlendern und sich unbekümmert jedem Zufall zu fügen. In solchen Zuständen stößt er dann auf andere Personen, die sein Schicksal weiter zu bestimmen scheinen. Der ersten Begegnung zwischen dem Taugenichts und einer weiteren Person geht zumeist eine detaillierte Beschreibung von Aussehen und Wirkung auf das Gemüt des Taugenichts voraus. So beschreibt der Erzähler aus der auktorialen Perspektive den Bauern, auf den unser Taugenichts im Verlauf seiner Reise trifft, als einen Mann „in einem altmodischen Überrocke mit großen silbernen Knöpfen und einem langen spanischen Rohr mit einem sehr massiven silbernen Stockknopf darauf, der schon von weitem in der Sonne funkelte“ [TA, 27: 14ff.]. Diese ausführlichen Schilderungen erleichtern die Vorstellung einer

Person und lassen sie einen kurzen Augenblick in meiner Einbildung entstehen. Zugleich tut sich die Frage auf, ob es heutzutage möglich wäre, einem solchen Menschen in solch einer Lage in so einem Disput gegenüberzutreten zu können. Denn als der Taugenichts dem Bauern ein zweites Mal gegenübersteht, ist plötzlich von einem „kurzen, stämmigen, krummbeinigen Kerl mit vorstehenden glotzenden Augen und einer roten etwas schiefen Nase“ [TA, 29: 33ff.] die Rede. Er sieht den Bauern als Opfer des bürgerlichen Alltags, in den er nicht treten will (– die Natur ist der Alltag des Taugenichts.)

Man ist als Leser in solchen Augenblicken auf die subjektive Schilderung des Erzählers beschränkt – diese Gegebenheit weckt in mir ein tiefes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Taugenichts; man ist dazu gezwungen, seine Perspektive zu übernehmen. Wie gerne würde ich mit dir tauschen, oh Taugenichts, an deiner Stelle unter dem Baume schlummern und davon zu träumen, „als käme die schöne Frau [...] geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrote wehten“ [TA, 28: 26ff.]. Genauso gerne würde ich, anstatt deiner durch die Landschaft schlendern, während „die letzten Sonnenstrahlen durch den Wald schimmern“ [TA, 31: 6ff.] und ich da stehe inmitten eines „ewigen Rauschens der Wälder“ [TA, 31: 6ff.]. Dann „ging ich in mein Gärtchen und riss hastig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die schimmernde Luft, als zög ich alle Übel und Melancholie mit der Wurzel heraus“ [TA, 21: 2ff.] und es war alles wieder gut. „Die Rosen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die schneeweiße Lilie mit ihrem schwermütig gesenkten Köpfchen sah ganz so aus wie sie.“ [TA, 27: 7ff.]

Die märchenhafte Idylle wird in unregelmäßigen Abständen gebrochen und durch bejammernswerte Zustände abgelöst, denen man den liebenswürdigen Taugenichts nur unter größtem Bedauern aussetzen würde. Auch mich würde die Empfindung überkommen, „als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klafter tief ins Meer versenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her, und glotzte und schnappte nach mir“ [TA, 43: 2ff.], wenn ich einem Fremden gegenüber sitzen würde, von dem ich weiß, dass er mich genauso wenig versteht, wie ich ihn. Der Tau-

genichts fürchtet sich vor solch einem Unbehagen und ihn überkommt die Furcht, dass seine Idylle dadurch gestört wird und ihn wieder die Angst packt. Dennoch gelingt es dem Taugenichts seine missliche Lage in empfindsame Worte zu fassen und mir so die Möglichkeit zu geben, mit meiner Vorstellung in sein Leben einzutauchen und genau so zu fühlen, wie er es tut. Gleichwohl sind dies nur Momentaufnahmen, die mir wohl zeigen sollen, dass es nur ein Traum ist, in dem ich mich befinde. Durch die märchenhaft glücklichen Fügungen, die zudem das Schicksal des Taugenichts bestimmen, gelingt es ihm letzten Endes doch, die Erfüllung seines Lebens zu entdecken. Ich dagegen bin noch auf der Suche – ach wie gerne würde ich mit dir tauschen, oh du Taugenichts.

*

Italien oder die Reise zum Leben

von *Laura Tuchscherer*

Italien, Land, in dem dir die Trauben in den Mund wachsen und die Sonne golden auf den Dächern glänzt... Alle Wege führen nach Rom. So, wie der Portier dem Taugenichts von diesem fernen Teil der Erde erzählt und ihm dort das Paradies verheißt, so hast auch du sicher schon einmal davon gehört, die Sehnsucht gespürt, die azurblaue Farbe des Meeres mit eigenen Augen zu sehen und den herben Duft der Macchia zu riechen, den der Wind zu dir trägt. Dieser Zauber hält mich gefangen und ich lasse mich gerne darauf ein, den Taugenichts auf seiner Reise zu begleiten. Er wendet sich nach Süden, um seine Enttäuschung zu überwinden - neues Glück sucht er. Mit welchen Erwartungen aber begleite ich ihn? Suche ich Vergessen und Ablenkung wie er? Geht es mir um die Reise selbst oder habe ich ein Ziel? Vielleicht finde ich ja im Wandern meine Freiheit oder als was auch immer man das bezeichnen kann, was ich so sehr vermissen. Wenn nur der Weg mein Ziel sein sollte, warum wende ich mich dann nicht nach Norden? Sind es nur die Wärme, der Strand und die sagenumwogene Schönheit der Städte, die mich meine Heimat verlassen und nach Italien ziehen lassen, oder ist es vielmehr die Ahnung, dass ich hinter den schroffen eisbedeckten Gipfeln der Alpen noch etwas anderes finden kann? Etwas, das in mir selbst schon lange begraben liegt, welches ich aber noch nicht vergessen habe. Nein nicht das ziellose Umherirren reizt mich, sondern der bewusste Schritt hin zu einem Neuanfang, den meine Reise für mich symbolisiert und zu dem ich im Trott meines Alltags niemals fähig gewesen wäre. Das Italien meiner Träume habe ich mir dafür ausgewählt, auch weil ich hoffe, dass ein Teil seines Wunders auf mich über geht. Das flirrende Licht zur Mittagszeit lähmt den Verstand und beflügelt die Seele. Ein nie gekanntes Gefühl der Leichtigkeit erfasst mich, sodass sich das Gedankenknäuel in meinem

Kopf auflöst und die Probleme des Alltags nichtig erscheinen lässt.

Ich beginne zu begreifen, dass Leben nicht bedeutet, alles im Griff zu haben, niemals Schwäche zu zeigen und grundsätzlich Neuem gegenüber misstrauisch zu sein, bis ich mir über Sinn und Nutzen dessen klar geworden bin, sondern dass das wahre Glück im Erleben steckt.

Ich streife durch die engen Gassen der heiligen Stadt, lasse mich im Strom der Menge treiben, akzeptiere, dass die Uhren hier langsamer gehen und verstehe, warum der sorglose Taugenichts hier einen Platz voll Seinesgleichen findet. Sein Lebensstil entspricht dem Lebensgefühl, auf das hier keiner verzichtet. Jeden Tag entdecke ich etwas Neues, und die einst so fremden Laute werden mir vertraut. Was ein Gefühl verbindet, trennt keine Sprache. Gelingt es meinem Freund deshalb (an diesem Punkt angelangt, scheint es mir plötzlich absurd ihm weiter diesen Namen "Taugenichts" zu geben, dessen Bedeutung mir von Tag zu Tag unklarer wird) mit den jungen Malern aus Deutschland und Italien zu sprechen, während ihm eine Konversation mit den Schlossbewohnern oben in den Bergen fast unmöglich war? Verbindet sie die Liebe zur Kunst und ihr Vertrauen in die Welt so sehr, dass sie die Grenzen die uns der Verstand gibt und die wir mit dem Erwachsenwerden als natürlich anerkennen einfach überwinden können? Es scheint Vieles möglich zu sein, was außerhalb meines Begreifens liegt. Auch an mir selbst habe ich Veränderungen wahrgenommen: Ich habe aufgehört meine Tage durchzuplanen, meine Wahrnehmung hat sich gewandelt und der Stress, welcher früher so oft mein Begleiter war, ist verschwunden. Stattdessen verspüre ich eine Lebendigkeit und Energie in mir, die ich bisher nicht kannte. Fast glaube ich mit den Augen meines Freundes zu sehen. In jedem Detail der Natur finde ich meine Seele wieder. Wenn ich durch die kühlen Orangerhaine vor den Mauern der Stadt spaziere, beinahe betäubt vom schweren Duft der zarten Blüten, und die Sonne nur vereinzelt durch die Blätter dringt, stelle

ich mir vor, dass ich wie eine dieser Früchte unter den schützenden, aber auch isolierenden Blättern meiner Erziehung heranwuchs- lebte -, aber nie die Kraft der wärmenden Strahlen fühlte. Man gewöhnt sich daran, ja, ich habe nicht einmal etwas vermisst, bevor ich wusste, wie es ist, sich zu befreien und zu etwas Neuem viel Höherem zu werden, auch wenn mich meine alten Bekannten dafür ebenfalls als "Taugenichts" bezeichnen würden. Die leuchtende Farbe der reifen Orangen begleitet mich in meine Träume.

Er möchte gehen, weiterziehen. Seine Zeit hier ist vorüber und der schönen Gräfin ist er kein Stück näher gekommen. Noch nie habe ich ihn dermaßen niedergeschlagen erlebt. Es fällt mir schwer, ihn, der mir all das gezeigt hat, gehen zu lassen, doch ich kann noch nicht fort. Wenn ich zurück in mein kaltes Deutschland reise, könnte es passieren, dass ich wieder vergesse wie, das Leben sein kann. Keiner wird begreifen, dass ich nicht wahnsinnig geworden bin, sondern glücklich. Meinen Nutzen habe ich verloren und ohne den habe ich keine Chance dort, wo ich herkomme.

Einmal werde ich zurückkehren, die Blicke meiner Mitmenschen gleichgültig ertragen und über ihre Unwissenheit lächeln. Ich weiß nicht, wann das sein wird, und ich muss es auch nicht wissen. Ich bin zufrieden. Es gibt einen glücklichen Taugenichts mehr auf dieser Welt.

*

Die Entwicklung des Bildes vom „Deutschtum“, exemplifiziert am Taugenichts von Joseph von Eichendorff

von Moritz Probst

Obwohl grundsätzlich den Deutschen im allgemeinen zum einen positive Werte wie Fleißigkeit, Ordnung und Pflichtbewusstsein, zum anderen negative Eigenschaften wie Aggressivität, Militarismus und später auch Machtstreben zugeschrieben werden, gilt der Taugenichts in seiner Leichtigkeit und Unbefangenheit im Umgang mit Menschen und neuen, unerwarteten Situationen als typisch deutsch bzw. als Bild des idealen Deutschen.

Dass sich hierbei im Laufe der Geschichte Wunsch und Realität auseinander entwickelt haben, wird mehr und mehr offensichtlich. „Deutsch sein ist das nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos, zufrieden mit dem Tag, wie er kommt, in allem das Gute suchen und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind. [...] Wer das lernt und kann, ist ein Glücklicher, Freier und Deutscher“. So beschrieb noch im Jahre 1904 Kaiser Wilhelm II. in einer Ansprache an das Volk sein Bild vom idealen Deutschen. Ausgerechnet unter diesem Kaiser mündeten die Aufrüstungspläne in einen Krieg mit nie zuvor gekannten Ausmaßen. Durch einen Ausbau der Flotte wurde versucht, zu anderen Großmächten aufzuschließen und England in ein militärisches Bündnis zu zwingen, und man erreichte so nur den inneren Zusammenbruch des Reiches. Der Grundsatz, nicht das zu wünschen, „was unerreichbar“, wurde also nicht befolgt.

Ausgerechnet dieses Land idealisierte soldatisches Pflichtbewusstsein und den später so kritisierten blinden Gehorsam. Ausgerechnet Deutschland distanzierte sich mehr vom mediterranen, südländischen Temperament und dessen Handeln und verachtet auch heute noch die den Südländern zugeschriebenen Eigenschaften, obwohl gerade die dem Taugenichts zu ent-

sprechen scheinen: Unbefangenheit, Leichtigkeit und Ruhe. Es wandelt diese positiven Werte in abwertende Verhaltensurteile um und unterstellt ihnen – akkordierend zum Bauern [TA, 27] und zum Portier [TA, 29] – Faulheit und Nichtsnutzigkeit. So isolierte sich Deutschland von anderen Staaten. Das Verhalten (die entgegengebrachte Wertschätzung) „der Deutschen“ – sofern sie zu verallgemeinern sind – zu anderen Staaten entsprach also dem des Bauern im „Taugenichts“.

Die gleiche Situation besteht im Prinzip noch heute: Obwohl die deutsche Industrie die eigenen Angestellten als unmotiviert, urlaubsfreudig und wenig arbeitend ansieht und Millionen von Menschen auf der Straße stehen, dem Utilitarismus nicht gerecht werden können und auch als Faulenzer und Nichtsnutze gelten, werden die Deutschen in ihrer Gesamtheit nach wie vor als fleißig angesehen. Respekt erhalten sie aber nur wegen des sich daraus ergebenden Erfolgs und weniger aufgrund besonderer Charaktereigenschaften.

Auch hier fällt im Vergleich der Handlung in „Aus dem Leben eines Taugenichts“ mit der heutigen Situation auf: Auch der Taugenichts erhält als Einnehmer einen sozialen Rang, der denjenigen, die von seinem Amte wissen, Respekt einflößt. Zuneigung und Anerkennung (abgesehen von der „schönen gnädigen Frau“) basieren aber sowohl im „Taugenichts“ als auch in der Welt einzig und allein auf Erfolg und Nutzen und der sich daraus ergebenden Macht und nicht auf irgendwelchen Verhaltensweisen, die man der Person oder dem Volk zuschreibt. Ein Volk ist zwar fleißig und deswegen erfolgreich, sodass man ihm Respekt und Anerkennung entgegen bringen muss, aber gilt sonst nicht als besonders sympathisch.

Durch dieses Handeln wurde also im Laufe der Jahrzehnte ein Bild vom Deutschen gezeichnet, welches mit den ursprünglichen Idealen (Ruhe, Gelassenheit, offener Umgang mit anderen, Freundlichkeit, Freiheit) nichts mehr zu tun hat, sondern eher als Gegenteil derselben zu sehen ist.

Die These, dass die o.g. Ideale nicht erfüllt werden, wird auch durch das Verhalten des Taugenichts bei Reisen untermauert. Die Offenheit für andere (insbesondere Sprachen und Kulturen), die vom Taugenichts ausgeht und typisch deutsch sein soll, ist hier auch vorgeschoben: Zwar gibt es bzgl. der Motive der Reisen verschiedene Interpretationsansätze und -möglichkeiten, aber auffallend ist, dass der Taugenichts weder die in den Ländern gesprochenen Sprachen (Italienisch und Französisch) beherrscht, noch Bemühungen anstellt, diese zu erlernen. Gerade die Freude über die Begegnung mit einem Landsmann, der dann auch mit „Herr Landsmann“ angesprochen wird, zeigt, dass wenig Bemühungen unternommen werden, sich der entsprechenden Kultur anzupassen, sondern man sich vielmehr auf einer Rundreise befindet und der Rückzug in die Heimat unmittelbar bevorsteht.

Eine solche Art von „Reisemotiv“ ist auch heute noch aktuell: Man reist in bestimmte fremdsprachige Länder, bewundert die Schönheit des Landes, betrachtet die dort lebenden Menschen aber von außen, kommuniziert nicht mit ihnen in ihrer Sprache – oder bemüht sich wenigstens –, sondern erwartet, dass die eigene Sprache gesprochen wird, dass die eigenen Gerichte zubereitet werden etc.

Auch sonst werden der Nationalität und den Ländern im Buch relativ schnell bestimmte Eigenschaften oder typische Verhaltensweisen zugeordnet: So gelten die Engländer als spendabel [TA, 81], Italien als schönes Land, und Österreich wird mit „Parol und Feldgeschrei“ [TA, 81] in Verbindung gebracht.

Das (positive) Bild des eigenen Landes wurde sowohl im „Taugenichts“ als auch im Allgemeinen streng von denen anderer Länder abgegrenzt, und die Vorstellung, jeder Deutsche würde leicht und unbefangen durch das Leben gehen, entpuppt sich als Wunschvorstellung, die sie auch schon immer war. Sie ist das Gegenteil der Realität, im Positiven wie im Negativen. Wie man in der Praxis sieht, dominierten gerade im Wilhelminischen

Deutschland der Philister auf ziviler (repräsentiert durch „treues“ Beamtentum) und die Uniform auf militärischer Seite das öffentliche Bild; Leistungen im Militär wurde mehr Beachtung geschenkt als Erfolge im bürgerlichen Leben. Doch wie konnte es dazu kommen? Wie konnte Deutschland die Ruhe und Gelassenheit in anderen Ländern – die ja eigentlich eigene Ideale sind – als negativ kritisieren und in „Faulheit“ umdeuten?

Hier muss man berücksichtigen, dass nicht nur die oben beschriebenen Ideale zwei Seiten haben und immer ins Gegenteil verkehrt werden können, sondern auch die dem Philister zugeschriebenen Eigenschaften. Die „Liebe zum Stehen“, das heißt, zu klarer Ordnung, vorgegebenen Aufgaben, fester, von außen gegebener Zeiteinteilung, kann auch anders gedeutet werden. Bedeutet eine geringere Freiheit nicht auch eine geringere Verantwortung? Eine geringere Gefahr, Fehler zu machen? Von oben vorgegebene Handlungen – entweder als Werte und Normen durch Tradition überliefert oder eben direkt als Anweisung vom entsprechenden Vorgesetzten entschieden –, ein festes, unausweichliches Sozialgefüge, dem man sich anzupassen hat, geben doch Sicherheit, Kontinuität und Stabilität. Sie schränken Freiheit zugunsten von Sicherheit ein. Aus dieser Suche nach permanenter, quasi paradiesischer Sicherheit resultiert dann der Wunsch nach Führung, die diese vermitteln und verkörpern kann.

Die Wilhelminische Monarchie erweist sich somit als gegenseitiges Geschäft: Zum einen wird Fleiß, welcher auch im heutigen Sprachgebrauch weniger als Zeichen von Intelligenz und Fähigkeit, sondern als Bereitschaft zu gehorchen gesehen wird und somit als weniger drastische Umschreibung des auch verlangten Gehorsams zu sehen ist, verehrt, zum anderen gibt es dafür auch Sicherheit und Schutz.

Wer sich den Anordnungen, Normen und Werten der Gemeinschaft und der Vorgesetzten unterwirft, macht nichts falsch. Die Führung (in der Monarchie also beispielsweise der Kaiser als letzte Instanz) sichert

sich diesen Gehorsam und erhält absolute, alleinige Entscheidungsvollmachten ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, übernimmt dafür die Verantwortung für eine gewisse Grundsicherung der Bürger und stellt einen Rahmen für eine Gemeinschaft, in der jeder seine Aufgaben hat, her.

Der Wunsch nach Führung und die Angst vor eigener Verantwortung setzten sich bekanntlich fort und ermöglichten auch ein totalitäres Regime, wobei der politische Aufstieg der NSDAP natürlich auch der Angst vor einer Revolution und materiellen Umverteilung nach dem Vorbild der russischen Oktoberrevolution zuzuschreiben ist.

Während diese eine – vor allem im Kaiserreich verbreitete und durch den Staat Preußen symbolisierte – Beziehung zwischen Freiheit und Verantwortung existiert, gibt es auch hier ein Gegenextrem. Wie soll dieses beschaffen sein? Richtig, größtmögliche Freiheit und größtmögliche Verantwortung. Individualismus, Freiheit, „Selbstverwirklichung“, freie Persönlichkeitsentwicklung, somit neue Entwicklungen und Fortschritt sind auf der einen (wohl positiven) Seite der Medaille zu sehen, Werte- und Normenlosigkeit, Planlosigkeit, Unsicherheit auf der anderen. Der Trend zu dieser Entwicklung in Deutschland wurde zwar durch den Demokratisierungsprozess, der ja leider mangels Fähigkeit und Bereitschaft des deutschen Volkes zur Demokratie von außen betrieben werden musste, langsam eingeleitet (Abschaffung einer Führung mit absoluter Befehlsgewalt und ohne Rechenschaftspflicht). Allerdings wurden diese Strukturen noch lange nicht abgelöst, da sie ja vom Kleinen bis zum Großen vorhanden waren und die Mentalität der Menschen und über Jahrzehnte überkommene Systeme sich nicht innerhalb von wenigen Jahren ändern lässt: So änderte sich das Schulsystem bis in die 1970er Jahre nicht. Das Bild des Kaisers und seiner Untertanen lässt sich so auf das Schulsystem bis zum genannten Datum übertragen: Dem Schüler wurden klare, mit entsprechenden Anweisungen versehene (im Buch und durch die Lehrer) Hausaufgaben gegeben, die – entsprechenden

Fleiß, aber keine große Intelligenz voraussetzend – einfach zu bewältigen waren. Nach der Schule erhielt jeder seinen Ausbildungs-, Arbeits- oder Studienplatz. Vorher sicherte der Besuch der Tanzschule gesellschaftlich sicheres Auftreten, und teilweise vermittelte sogar der Lehrer einen Ausbildungsplatz. Zusammenfassend kann man sagen: Wer sich fügte, hatte – wenn zwar keine hoch bezahlte, mit Dienstwagen und Assistentin dotierte Stelle – zumindest eine Grundsicherung, klare Zeiteinteilung sowie grundsätzliche gesellschaftliche Akzeptanz. Er konnte nichts falsch machen.

Diese Situation hielt bis in die achtziger Jahre an: Wer eine gewisse Grunddisziplin in der Schule aufbrachte, konnte sicher sein, zumindest soziale und gesellschaftliche Akzeptanz innerhalb seines eigenen Sozialumfelds zu erhalten und durch seine Arbeit einer – auch in seinen eigenen Augen – sinntragenden, der Gesellschaft nützlichen Beschäftigung nachzugehen.

Der Drang des Staates, seinen Bürgern Schutz und Sicherheit zu bieten, äußerte sich beispielsweise durch einen – verglichen mit den heutigen Werten – großen Anteil von Beamten an den Berufstätigen insgesamt, die in staatlichen Betrieben wie der Bundespost, Bundesbahn usw. Beschäftigung fanden, sowie heute nicht mehr vorhandenen Einrichtungen wie Postwohnheimen. Die Frage, warum in früheren Zeiten der staatliche Protektionismus und die Zahl der Beamten größer war als heute, lässt sich mit der Behauptung, die staatlichen Betriebe (Post, Bahn, Postbank und Telekom) seien stark genug gewesen gegenüber privater Konkurrenz und es sei Zeit gewesen für eine Liberalisierung, einerseits und der Erhöhung der Arbeitseffizienz durch moderne Entwicklungen (insbesondere IT-Technologien) andererseits nur ungenügend beantworten. Zwar sind sie richtig, doch sieht man auch hier eine Eigenschaft, die „typisch deutsch“ ist, sich aber mit den anderen Idealen nicht verträgt: Die Suche der Menschenmasse nach Schutz sowie der Drang

der Führung, diesen Schutz zu gewähren und das Volk „vor eigenen falschen Entscheidungen zu schützen“ (was in Kontrast zum Demokratiedenken steht, aber in der Abnahme von Entscheidungen z.B. bzgl. der Währungsunion 2002 und der EU-Verfassung verifiziert wird), widerspricht eindeutig dem Wunsch nach Effizienz, welche auch immer bei den Deutschen bewundert wurde. Somit zeigt sich, dass o.g. Eigenschaften, Triebe und Begierden dieses Volkes nicht nur Entwicklungen zu totalitären Staaten, die bereits vor einhundert Jahren zeituntypisch waren, wie das starke, absolute Regiment Kaiser Wilhelm II. oder der Nationalsozialismus begründen können, sondern dass sich auch Parallelen im heutigen, modernen Deutschland wiederfinden. Als Schlagbegriff dient hier die zur Zeit im Abbau begriffene Soziale Marktwirtschaft.

Somit kann man sagen, dass der Individualisierungsprozess mit seinen Schattenseiten von der Mitte der neunziger Jahre an zur heute uns bekannten und allgegenwärtigen Situation vollendet wurde. Die Vollendung äußert sich u.a. in der Privatisierung aller nennenswerten staatlichen Betriebe und in der niedrigeren Zahl neu aufgenommener Beamtenverhältnisse. Mehr Selbstständigkeit wird schon im Schulalter gefordert.

Vielleicht hat der Ruf nach Schutz einen neuen gesellschaftlichen Ort gefunden? Selten war der Ruf nach „innerer Sicherheit“ über die politischen Lager hinweg so laut wie in den letzten Jahren...

*

Die Funktion der Sprache in Eichendorffs *Taugenichts*

von Simon Hellwig

*Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' hinab in die Aue:
Viel schöne, holde Fraue,
Grüß ich dich tausendmal.*

Die Sprache ist des Dichters Werkzeug, sie ist sein größter Trumpf als auch sein höchster Anspruch; ist er ihr Herr, so vermag sie den Leser in den Bann eines gewissen Zaubers zu ziehen, eine Art Inanspruchnahme, die wohl nur mit der lapidaren wie unabwendbaren Überwältigung der Seele durch die Musik verglichen werden kann, welche wiederum wohl nicht von ungefähr eine so wichtige Rolle in der Konzeption des Buches spielt. Beethoven hat einmal gefragt, was denn *eigentlich* Musik ausmache (und wir können hier mit gleicher Berechtigung nach dem *Eigentlichen* der Sprache fragen). Er beantwortete seine Frage selbst mit der Feststellung, dass Musik nicht etwa in erster Linie fröhlich mache oder traurig, sondern lediglich den Hörer zum Empfinden dessen zwingt, was der Komponist (so er denn sein Handwerk beherrschte) höchstselbst empfand. „Hören wir einen Marsch, so marschieren wir. Hören wir einen Tanz, so tanzen wir“, mit diesen Worten soll der Komponist seinen Exkurs beendet haben. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache. Frage ich mich nun einmal selbst, welcher Gestalt Empfindungen der *Taugenichts* bei mir hervorruft, so muss ich feststellen, dass nicht, wie man vielleicht bei „romantischer“ Literatur vermuten möchte, die Gefühlsregungen eine hervorragende Position einnehmen, sondern vielmehr Bilder in meinem Kopf entstehen, die gleichsam allegorisch für diese Gefühle stehen; dies ist Eichendorffs sprachliche Leistung. Betrachten wir einmal eine ausgewählte Stelle, so z.B. die Bootsfahrt aus dem ersten Kapitel:

Die schöne Frau welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah stilllächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so dass ihr ganzes Bild zwischen den widerscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal zu sehen war, wie ein Engel, der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wir sehen hier das „Romantische“ an Eichendorffs Sprache in der Form der bereits oben angesprochenen allegorischen Verwendung. Der „Engel“ repräsentiert hier die Reinheit und vielleicht sogar religiöse Verehrung, die den Gefühlen des *Taugenichts* inne wohnen. Wenn wir als Allegorie die Bestrebung des Dichters verstehen, zum „Allgemeinen das Besondere“ hinzuzufügen (Goethe), sehen wir diesem Verlangen bei Eichendorff Genüge getan, fügen doch die Lilien-Metaphorik im Wechselspiel mit der Flüchtigkeit des Wassers zur literarischen Bodenständigkeit dieser Textstelle den Glanz und den Schimmer des Poetischen. Besonders auffällig sind die (im Übrigen die ganze Novelle durchziehenden) Diminutive (vgl. „Schifflein“). Der hier vom Autor gewünschte Affekt von Zuneigung entsteht durch das mit Hilfe der Sprache gezeichnete Bild, nicht durch die Sprache an sich. Quasi als Antipode stellt sich hier auch ein gewisser Effekt der Verniedlichung ein, der – vom Autor gewiss nicht unabsichtlich verwandt – eine feine Linie der Ironie und eine dem aufmerksamen Leser vorbehaltene Selbstreflexion des *Taugenichts* erhält.

Ferner hat der Sprachgebrauch und -duktus Eichendorffs etwas konstant tänzelnd-leichtfüßiges, das sich nur schwer an einzelnen Beispielen darstellen lässt, da sich dieses Attribut nur über längere Textpassagen entwickeln kann. Musikalisch und am Wanderstock durchläuft der *Taugenichts* eine Welt, der diejenigen, die heute auf ihr wandeln, außer möglichst profitablen Geschäften und der damit einhergehenden schwindsüchtigen Geschäftigkeit kaum etwas Poetisches abgewinnen können. Wie

ein Monolith steht der Taugenichts gegen eine Welt, der ihre eigene Funktionalität zum Selbstzweck verkommen ist. Tatsächlich mag hierin eine weitere ausgezeichnete Leistung Eichendorffs bestehen, in der Lage gewesen zu sein, das Wesen des „Taugenichts“ in seiner Sprache abzubilden; so zum Beispiel mag sich der Leser zunächst überrascht zeigen, welches Maß an Unbekümmertheit, gar Naivität der Protagonist trotz seines ungewissen Schicksals an den Tag legt. Die Einsicht, dass dieser Eindruck nicht nur, sondern gerade wegen des sprachlichen Stils beim Leser erweckt wird, bleibt wohl von der Aufmerksamkeit des selbigen abhängig. Eichendorffs Stil wird hier zum Steckenpferd seiner selbst: so locker-flockig, wie der Sprachfluss den Fluss der Taugenichts'schen Wanderschaft begleitet, so fließend vermag auch der Leser durch die Schöpfungen des Dichters zu gleiten, und nur allzu leicht mag dabei das geschärfte Auge des Sprachanalytikers dem verklärten Blick des Romantikers Raum geben (welches an dieser Stelle ausgewiesener Maßen als nicht negativ verstanden sein will!).

Ein weiterer Aspekt, der unserer Aufmerksamkeit bedarf, ist die Art und Weise, mit welcher Eichendorff virtuos mit Floskeln und der Ausdrucksweise einer eher „bürgerlichen“ Sprache umgeht. (vgl. „Es wird keinem an der Wiege gesungen...der Mensch denkt und Gott lenkt“, TA, 10). Hier kann man erkennen, dass die Sprache nicht zum Selbstzweck verkommt, sondern vielmehr einem „Taugenichts“ angemessen scheint. Gadamer hat einmal gesagt: „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache“, und somit erwächst dem Taugenichts durch Eichendorffs künstlerischen Genius zur bereits oben angesprochenen Selbstreflexion auch eine Wesensdefinition. Die grundsätzliche Frage muss lauten: Ist der Taugenichts ein Taugenichts aufgrund einer Kommunikationsunfähigkeit? Mitunter scheint es fast so: wieder und immer wieder sitzt er solch hanebüchnen Irrtümern und Missverständnissen auf, das ein jeder halbwegs interessierte Hobbypsychologe seine helle Freude daran hätte: der Tauge-

nichts wird nicht verstanden, weil er nicht verstanden werden will, bzw. versteht selber nur das, was er hören will, und wenn es gar nicht anders geht, so geht er wohl „immer gerade fort“ und lässt sich „nichts anfechten“.

Und so vermag der Taugenichts, wenn auch reichlich überspitzt, aus heutiger Sicht eine Gesellschaftskritik im Bewusstsein des Eichendorff'schen Werkes anleiten: a) Wie bewerten wir die Tauglichkeit und Wertigkeit eines jeden Mitgliedes in unserer Mitte? Ist das Maß die Arbeitsfähigkeit? Sicherlich nicht, würde dies doch Kinder und Alte, Arme und Kranke, Behinderte und Arbeitslose in die Sinnlosigkeit verbannen. b) Wie ist es um die Stellung des Künstlers in unserer Gesellschaft bestellt? „Wo man singt, da lass dich nieder, böse Menschen singen keine Lieder“ heißt es in einem Kinderreim. So lässt sich also an der Stellung des Künstlers in einer Gesellschaft ein Gradmesser für ihre zivilisatorische Kompetenz und schlichte Humanität feststellen. c) Wie sieht es mit der Religion einer post-aufklärerischen, post-marxistischen und obendrein säkularisierten Gesellschaft aus? Denn ein gewisses Maß an Gottvertrauen lässt auf ein gewisses Maß an Zuversicht schließen, welches wiederum dem Menschen selbst ein fruchtbareres Lebensklima schafft. Schließlich d) Wie ist es um die Gesellschaft selbst bestellt? Alle aufgelisteten Faktoren vermögen es, die Wohlfahrt einer gesellschaftlichen Struktur entscheidend zu beeinflussen. Jedoch ist es in jedem Fall ausschlaggebend und unabdingbar für die Selbstverwirklichung des Individuums, dass nicht äußere Faktoren, sondern „der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“ (Kant) bestimmend für die Tauglichkeit des selbigen sei.

*

Die Musik im *Taugenichts*

von *Theo Stanislaus*

Die Musik ist der Begleiter fast eines jeden Menschen. Ich kenne viele Menschen, die behaupten, sich ein Leben ohne sie kaum vorstellen zu können, da es so viele Situationen im Alltag gibt, in denen man sie sich nicht wegdenken kann: Musik hören beim Hausaufgaben-Machen, während des Lernens oder in der U-Bahn; zur Musik tanzen in Discotheken oder auf Festen; selbst musizieren, indem man beispielsweise Geige spielt, im Chor singt oder Gitarrist einer Band ist.

Es gibt unwahrscheinlich viele Arten von Musik, sodass sich (fast) jeder mit mindestens einer identifizieren kann. Seien es nun mehrere, nur eines oder gar kein Instrument, mit oder ohne Gesang etc.- Jeder mag Musik. Das hat, denke ich, verschiedene Gründe: Heute kann man wohl argumentieren, dass es eine solche Vielfalt an verschiedenen Musikrichtungen gibt, die einem die Möglichkeit bietet, genau jenes zu hören, was einem selbst und der jeweiligen Gemütslage entspricht. Zu Zeiten des *Taugenichts* jedoch gab es diese extreme Vielfalt noch nicht und trotzdem kann der *Taugenichts* sehen, "wie eine gute Musik in die Gliedmaßen fährt" [TA, 31: 36f.]. Das liegt daran, dass die meisten Menschen sich zu einem geeigneten Rhythmus gerne im Takt bewegen. Viele werden es kennen, dass man bei „guter Musik“ mit dem Kopf nickt, mit den Fingern schnipst oder einfach tanzt.

Im *Taugenichts* ist der ständige Begleiter des Protagonisten die Geige.

Nun fragt man sich, warum überhaupt Musik, was ist dem Menschen an der Musik so wichtig, dass sie ihm unentbehrlich scheint?

Eines der Hauptgründe, nebst schönen Klängen und mitunter dem Reiz zu tanzen, ist wohl, dass die Musik verschiedenste Gefühle ausdrücken kann.

Einige Beispiele hierfür sind: Liebe, Hass, Wut, Ungewissheit, gute Laune und vieles mehr. Der *Taugenichts*, der inzwischen als

Gärtner im Schloss derjenigen jungen Dame arbeitet, die er verehrt und für eine Gräfin hält, schleicht jeden Morgen zu ihrem Fenster, um sie singen zu hören, während sie Gitarre spielt. Und lange Zeit später ist er noch immer so sehr von Wehmut erfüllt, "dass sich [ihm] noch das Herz umwenden will", wenn er an eines ihrer Lieder nur denkt [TA, 11: 4ff.].

Jeder kennt wohl die Assoziation, die man häufig mit der guten Laune verbindet: Man steht unter der Dusche und singt. Man singt einfach, weil einem danach ist, weil es ein schönes Gefühl ist, zu singen, weil man seiner Freude dadurch Ausdruck verleihen kann, weil es einem oft danach besser geht. Und es geht auch nicht darum, besonders gut oder schön, sondern einfach nur zu singen.

Im „*Taugenichts*“ spielt der Weltenbummler eben aus diesen Gründen Geige. Sobald er von der heimatlichen Mühle in die Welt hinauszieht, weil der Vater ihn „nicht länger durchfüttern will“ [TA, 5: 12], um seine Freude darüber kund zu tun, dass er nun auf sich allein gestellt sein Glück sucht. Oft aber auch, weil er in Sehnsucht an die vermeintliche Gräfin denkt und somit gewissermaßen sein Herz ausschüttet.

Es kommt auch vor, dass er einfach nur singt. Als er in Rom angelangt ist und nicht weiß, wohin er sich nun wenden sollte, singt er, um seine Ungewissheit auszudrücken, das Lied: "Wenn ich ein Vöglein wär..."

Spielst du ein Instrument, werter Leser? Wenn ja, wirst du wissen, welche Auswirkungen die Musik auf einen Gemütszustand haben kann. Und wenn nicht, so kannst du es doch vielleicht nachvollziehen anhand bestimmter Lieder, die dich traurig, fröhlich oder dergleichen stimmen. Ganz klassische Beispiele wären Trauermärsche, die einen wohl kaum heiter stimmen. Du kannst aber auch bei den verschiedensten Filmen auf die Hintergrundmusik hören und darauf achten, welche Stimmungen allein durch diese verursacht werden und du wirst merken, dass, um Spannung, Unbeschwertheit, Trauer etc. zu erzeugen, jeweils die passende Musik läuft.

Ein interessanter Aspekt ist auch, dass der Taugenichts von der Gesellschaft so eingeschätzt wird, dass er, wie der Name schon sagt, zu nichts taugt. Er hat keine besonderen Fähigkeiten, die er sinnvoll einsetzt, ist nicht strebsam, sondern faul, handelt, wonach ihm der Sinn steht und wird nicht von der Vernunft getrieben. Als vernünftig würde man wohl jemanden ansehen, der nicht des bloßen Wanderns wegen herumreist, sondern eine ordentliche Arbeit, dadurch auch ein gesichertes Einkommen hat und vielleicht irgendwann eine Familie gründet. Diesen Anforderungen wird der Taugenichts in keinster Weise gerecht. Die einzige Ausnahme in diesem Punkt ist eben, dass er die Violine recht ordentlich zu spielen vermag. Jedoch nützt er sein Geigenspiel nicht in dem Sinne, als dass er sein Talent vermarktet und davon leben könnte. Er lehnt Geld, sofern es ihm angeboten wird, sogar stolz ab mit dem Argument, er "spiele nur so zur Freude [...]" [TA, 32: 6ff.]. Er musiziert also nicht aus der Überlegung heraus, die Musik könnte ihm nützlich sein, sondern weil er Gefallen daran findet. Ganz im Gegensatz zu den Musikanten, die er durch Zufall auf dem Weg zurück zum Schloss seiner Geliebten in Wien trifft. Diese spielen vor fremden Menschen auf ihren Blasinstrumenten, um dafür Essen oder Geld zu erhalten.

Eichendorff könnte seinen Protagonisten deshalb derart famos Geige spielen lassen, um dem Leser begreiflich zu machen, dass dieser durchaus die Begabung dazu hätte, gegen Bezahlung aufzutreten, es aber dennoch sein lässt, weil er wahrscheinlich noch gar nicht darüber nachgedacht hat. Diese Attitüde passt in das Gesamtbild des Taugenichts, das wir kennen gelernt haben: Er übergibt sich Gottes Führung, plant nichts, sondern lebt in den Tag hinein und ist frei von allen Sorgen.

*

Handeln des Taugenichts

von Thomas Ditzen

Wie du weißt, ist der Taugenichts grundlegend faul. Nachdem der Vater ihn von zuhause fortgeschickt hat, versucht der Knabe etwas aus seinem Leben zu machen und findet sich in einem Schloss in Österreich wieder. Er verfolgt hier hingehend kein eindeutiges Ziel, er möchte bloß in die weite Welt reisen, um seinem Vater und dem heimatlichen Dorf zu zeigen, dass er wider seinem Ruf es zu etwas bringen kann. Seine Reise durch das Unbekannte gleicht der einer Maus in einem Labyrinth bestehend aus Glaswänden. Die Maus, die keine Ahnung von Weg und Sinn hat, verfolgt stets das Ziel, sich aus der misslichen Lage zu befreien um das Ende des Weges zu finden. Das Glas erlaubt keine Unterscheidungen, es ist rein und durchsichtig, leer und friedlich. Es kann der Maus nichts anhaben, als sich stets in den Weg zu stellen.

Der Taugenichts, geplagt von Unwissenheit, hat ebenfalls den Drang sich zu entfernen.

Auch wenn alle Wege nach Rom führen, ein Weg muss erst genommen werden. Der Taugenichts, von seiner Reiselust angespornt, tritt seinen Weg durch die Welt an, immer wieder nach der Richtung fragend. Die Natur, in der er geborgen ist, umfasst ihn fast vollends und lässt ihn nur ungerne los. Berge und Täler, Wälder und Weiden stellen sich ihm entgegen. Auf dem Weg nach Rom trifft er auf zwei angebliche Maler namens Guido und Leonardo. Er findet hier kurzzeitig einen Bezugspunkt, an dem er sich festhalten kann. Nicht nur, dass er wenig für das seinige – sei es im finanziellen noch körperlichen – tut, um weiterhin seine Existenz erhalten zu können, er lebt meist auf Kosten anderer und befindet sich teils in einem Spießleben. Anstatt mittellos auf einer Mülltonne zu sitzen, die in einer verlassen Straße steht, schläft er auf Kosten anderer in einem Wirtshaus.

Du siehst also, der Taugenichts wird hierbei seinem Ruf gerecht, nicht zu arbeiten

und aus seinem Leben nichts machen zu können. Er passt sich den Verhältnissen der Maler an und nutzt diese Freundschaft zu seinen Gunsten aus. Du könntest sogar zu dem Schluss kommen, dass man ihn nicht als ihren Freund bezeichnen kann, denn er besitzt weder die gleichen Eigenschaften wie sie, noch könntest du ein anderes Verbindungsmotiv entdecken, außer dem, Nutzen aus der Freundschaft ziehen. Der Taugenichts hat sich also bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht von seiner Vergangenheit trennen können, er lebt weiterhin wie eine feige Hyäne, die nur darauf wartet, bis ein Tier stirbt oder eines von einem Löwen erlegt wird, um sich auf das Opfer zu stürzen, ohne jedoch sich selber an der Jagd beteiligt zu haben. Sie nutzt die Stärke und die Geschicklichkeit des Löwen aus, um an Nahrung zu gelangen. Auch wenn der Taugenichts gewissermaßen planlos und zufällig diesen Akt begeht, es passiert ihm doch mehrere Male.

Weitergehend bringt ihn das Labyrinth aus Glaswänden zu einem weiteren Schloss, indem er einige Tage verharren darf. Auch hier befindet er sich in finanziell ärmlichen Verhältnissen und hat das Glück nicht arbeiten zu müssen, weil er auch hier zeitweise Unterstützung erhält. Nachdem er einige Tage später aufbrach, gelangt er letztlich in die Stadt Rom.

Obwohl er eines seiner Reiseziele, Rom, erreicht hat, ist er noch nicht am Ende seiner Wanderung. Sein Reisemotiv ändert sich im Laufe der Lektüre und verwandelt sich in Liebe. Es ist als ob die Maus nun etwas gewittert habe, und sich nun durch halbe Orientierung in Richtung Ziel begibt. Zumindest ist die Maus nicht mehr vollständig ahnungslos, sie ist nun im Wissen, welcher Weg sie zu dem ersehnten Ende führen wird. Das Labyrinth endet in einem langen, kurvenlosen Gang, an dessen Ende das Ziel verharrt, das durch seinen Geruch die richtige Richtung angegeben hat. Wie du weißt, haben Mäuse äußerst empfindliche Nasen und orientieren sich nach ihrem Geruchssinn.

Der Taugenichts wird in Kenntnis gesetzt, dass sich seine große Liebe auf dem Schloss in Österreich befindet.

Er beschließt daraufhin sich unverzüglich auf den Weg zu machen. Der Taugenichts, der auf seiner ganzen Reise stets von Glück begleitet war, als habe er mit manipulierten Würfeln gespielt, die jedes Mal auf einer Sechs landen, heiratet am Ende der Lektüre seine umschwärmte Liebe und erfährt glücklicher Weise noch, dass sie gar keine Adelige, sondern seinesgleichen ist.

*

Gedanken eines Taugenichts

von Alexander Finkenwirth

Also ich tauge zu nichts oder vielmehr tauge ich scheinbar nur zum Taugenichts. Aber bitte erschrick nicht, denn meistens zumindest bin ich ein ganz angenehmer und freundlicher Zeitgenosse, auch wenn die anderen immer sagen, dass ich zu nichts tauge. Manchmal stimme ich sogar mit ihnen überein, wenn auch aus anderen Gründen.

Aber ich glaube sie bezeichnen mich nur so, weil ich ihre Erwartungen nicht erfülle, denn im Endeffekt erwartet ja jeder etwas von mir: Die Frau an der Supermarktkasse erwartet, dass ich meine Tiefkühlpizzen bezahle, meine Lehrer erwarten, dass ich Hausaufgaben mache, meine Freundin erwartet, dass ich sie liebe, mein Vater erwartet, dass ich mein Zimmer aufräume und noch viele andere wichtige Dinge. Also, kurzum erwartet jeder, der mir im Laufe meines aufregenden Lebens begegnet, etwas von mir.

Manche dieser Erwartungen erfülle ich auch gerne, zumindest versuche ich das redlich, jedoch die wirklich essentiellen Erwartungen an mich erfülle ich wohl nicht, und das scheint der Grund zu sein, warum sie mich dann alle so pauschal als Taugenichts bezeichnen. Wenn ich jedoch ganz ehrlich zu dir sein soll, so kann ich dir versichern, macht mir das gar nichts aus, denn ich bin zwar nicht zufrieden mit meinem Status als Taugenichts, aber ich will gar nicht alle Erwartungen an mich erfüllen, und somit muss ich, ob mir das nun gefällt oder nicht, mit den daraus resultierenden Konsequenzen leben.

Es ist ja auch nicht so, dass ich, der große Taugenichts, ein vollkommen unglückliches Leben führen würde. Woran ich zum Beispiel Spaß finde, ist meine Gedanken beim Umherschwirren zu begleiten – wenn ich ehrlich bin, schwirren sie meist zu den unmöglichsten Orten. Na ja, und Freunde habe ich auch, zumindest versichern sie mir auf meine penetranten Nachfragen immer, dass sie meine Freunde seien. Und wenn ich es mal schaffe, mich

selbst davon zu überzeugen, halte ich mich sogar für ein ganz passables Exemplar der menschlichen Rasse. Ich sage mir dann immer, dass ich ja meistens meine Erwartungen an mich erfülle und somit auch zu etwas tauge. Auch wenn du es mir nicht glauben wirst, manchmal fühle ich mich dann sogar sehr gut. Zumindest solange bis mich der nächste freundliche Mensch an meinen großen Makel erinnert und mich als, ja, du hast es erraten, Taugenichts bezeichnet. Meistens, das habe ich vergessen zu erwähnen, bezeichnen sie mich dann auch noch als naiv, aber warum sie das sagen, verstehe ich wirklich nicht und darüber nachzudenken überfordert mich völlig – vielleicht verstehst du ja, warum sie das sagen.

Übrigens falls auch du denkst, ich sei ein Taugenichts, mein lieber Freund, so zögere nicht mir das mitzuteilen! In gewisser Weise bin ich es nämlich schon gewohnt, als solcher bezeichnet zu werden. Es ist mir fast peinlich das zu sagen, aber wenn mich mehrere Stunden niemand als Taugenichts bezeichnet hat, so warte ich fast ein klein bisschen sehnsüchtig darauf, dass mir endlich mal wieder jemand diese Bezeichnung, die so gut zu mir zu passen scheint, in mein Gesicht schleudert. Vielleicht bin ich in dieser Hinsicht ein bisschen devot.

Aber du musst auch aufpassen, denn von Zeit zu Zeit rege ich mich auch über dieses „Taugenichts-Gerede“ auf. Das kommt alles von den Erwartungen, sage ich mir dann. Erwartungen, die sich so hoch um mich herum auftürmen, fast wie die Hochhäuser, die alles erdrückend um mein kleines Häuschen herumstehen. Einmal bin ich sogar so furchtbar böse geworden, dass ich meinen Vater, der ein besseres Zeugnis erwartet hatte und mich als Taugenichts bezeichnete, ganz laut anschrie. Hinterher war mir das jedoch furchtbar unangenehm.

Aber du musst auch wissen, dass es selbst für einen wie mich noch Hoffnung gibt. Ich lese nämlich manchmal Zeitung, und dort habe ich entdeckt, dass es wahnsinnig viele Taugenichtse gibt, die es

zu etwas gebracht haben. Viele von ihnen haben in unserer Gesellschaft hohe Positionen inne, zum Beispiel in der Politik. Manche dieser Taugenichtse, aus denen etwas geworden ist, haben mittlerweile eine so wichtige gesellschaftliche Position eingenommen, dass sie diejenigen sind, die die Erwartungen der Gesellschaft an jedes einzelne ihrer Individuen direkt oder auch indirekt bedeutend mitbestimmen. Es gibt natürlich auch Taugenichtse, die es nicht zu solch hohen Positionen geschafft haben, jedoch üben manche von ihnen immerhin Berufe aus, die in unserer Gesellschaft durchaus angesehen sind und sie dazu berechtigen, mir Vorschriften zu machen und hohe Erwartungen an mich zu stellen. Also du siehst, es muss sogar für einen wie mich, der zu gar nichts taugt, Hoffnung geben.

Naja, guter Freund, wie du sicherlich merkst, ist das alles ein großes Hin und Her. Manchmal glaube ich fest daran, ein Taugenichts zu sein, manchmal bestehe ich darauf, kein Taugenichts zu sein, und manchmal wird es mir zu viel, darüber nachzudenken. Sowie jetzt gerade. Ich glaube, ich gehe jetzt mein Zimmer aufräumen.

*

Sein neues Leben

von Hans Theimann

Unser junger Taugenichts ist nun also im Begriff zu heiraten, überraschend eigentlich. Wie kann er denn, er, der doch eigentlich nur mit der Freiheit verheiratet ist?

Wird er sich jetzt zur Ruhe setzen? Hat er genug gesehen? Ist die Liebe zu seiner Frau größer als der Ruf der Ferne?

Wie meinst du das, dieser Vergleich sei unangebracht?! Es ist doch wohl offensichtlich, dass sich der Taugenichts mit dieser Frage auseinandersetzen muss.

Im Moment ist er zwar noch ein wenig durcheinander und glaubt, sein Leben einfach so weiterführen zu können, jetzt halt mit einer Weggefährtin. Gefährtin war er ja auf seiner Reise gewohnt, er hat die Begleitung der beiden Maler genossen und war traurig, als sie fort waren.

Doch erkennt der Taugenichts noch nicht, dass das mit einer Gemahlin wohl nicht dasselbe sein wird, vielleicht wird sie ja gar nicht reisen wollen, vielleicht erwartet sie von ihm das Reisen sein zu lassen.

Hoppla, welch schwerer Schlag für ihn, aber na gut, dann lässt er das Reisen eben erst mal. Hm, arbeiten wird er dann wohl müssen, aber na gut, ewige Faulheit macht ihn ja auch ganz verrückt, wie damals in Italien in dem schönen Schloss, Italien ... ; er denkt gern an Italien, der Taugenichts erzählte mir viel über seine Reisen.

Wenigstens hat er ja jetzt seine Angebetete zur Frau, zwar keine Gräfin, aber immerhin hübsch. Auch wenn sie jetzt gar nicht mehr sooo hübsch aussieht wie noch früher, durchs Fenster, aber er versucht nicht mehr so oft an alte Tage zu denken – gar keine Zeit bei der vielen Arbeit, die ein Müller so zu bewältigen hat. Glaub mir, er ist nun wahrhaftig beim Handwerk seines Vaters gelandet. Er sträubte sich zwar immer dagegen, er beschwerte sich auch bei mir über das Drängen seiner Frau, aber es half nicht.

Wenn ihn jetzt doch nur sein Vater sehen könnte und die ganzen Leute aus seinem Dorf! Taugenichts haben sie ihn genannt,

HA! Taugenichts! Und dann ist er stolz, der Taugenichts, aber auch ein bisschen nachdenklich, denn eigentlich weiß er tief in sich, dass er nie viel auf die Meinungen der Leute gegeben hat.

Er ist jetzt wohl ein Taugeviel, doch war der Preis dafür gerechtfertigt? Hm, er hatte schon Zweifel, als er noch am ersten Tag die Reise nach Italien plante, seine Zukünftige über seine Pläne in Kenntnis setzte und sie nur so merkwürdig still lächelte. Aber sie liebt ihn ja, aber leider nicht sein altes Leben, sie liebt Ordnung und Regeln, und das mag der Taugenichts nicht so gern. Ich versuche ihm zwar meist gut zuzureden, im Sinne von "Gegensätze ziehen sich ja an", aber ich weiß nicht, ob er dann beruhigt ist.

Manchmal, da vermisst der Taugenichts sein altes Leben.

*

Die Verlockung vom Leben als

Taugenichts

von Helga Matzel

Es ist herrlich, bei Sonnenschein, blühenden Blumen und mit offenem Herzen durch die Welt zu spazieren. Die Landschaft zieht vorbei und den Taugenichts treibt es weiter und weiter. Er fliegt an grünen Bäumen und goldenen Feldern vorüber, hört die Vögelchen und ich bin mir sicher, nichts wünscht er sich sehnlicher.

Kennst nicht auch du dieses Gefühl? Manchmal sitze ich bei Sonnenschein zu Hause und verspüre das dringende Bedürfnis, rauszugehen in die Natur und zu fühlen, wie die Sonne meinen Körper durchflutet. Der Taugenichts würde gar nicht erst darüber nachdenken, sondern einfach tun, was ihm gefiele: er würde rausgehen. Doch die Sonne scheint bei ihm sowieso jeden Tag.

Mich fasziniert dieses Lebensgefühl - „tun, was gefällt“. Es impliziert die Sorglosigkeit und die Nichtbeachtung der Sinnlosigkeit. Du weißt, dass auch ich gerne mal durch die Sonne spaziere und mich entspanne von der Arbeit und dem Stress. Aber hast du auch schon mal erlebt, dass dich irgendwann das schlechte Gewissen plagt? Eigentlich hast du unheimlich viel zu tun und der Gedanke, dass du Zeit verschwendest, setzt sich hartnäckig in deinem Kopf fest: Arbeite! Dabei will ich doch abschalten. Will mir keine Sorgen machen müssen.

Ich denke, du verstehst, was ich meine. Es muss nicht alles einen Sinn für die ganze Welt haben, sondern was eigentlich zählt, bin ich. Doch so eine Einstellung wird von der Gesellschaft nicht angenommen. Überall Regeln und Vorschriften. Und dann ist da so einer, wie der Taugenichts. Bewundernswert! Der lebt vor sich hin und taugt nichts, tut nichts Gutes, aber auch niemandem Schlechtes. Er ist an nichts gebunden und muss sich niemandem unterordnen. Hält ihn jemand für faul oder nutzlos, stört er sich nicht daran, sondern akzeptiert in vollständigem Einklang mit

sich und seiner Umwelt diese Meinung und verschwendet keinerlei Anstrengung in die Ausräumung dieses Vorurteils.

Überhaupt muss sich der Taugenichts nicht anstrengen, weil niemand etwas von ihm erwartet und so lässt er sich treiben. Das absolute Vertrauen ins Glück ist sein Wegweiser und warum sollte er sich mit Überlegungen aufhalten, die seine Zukunft betreffen? Sollte er das eine tun oder das andere oder gleich etwas viel Besseres? Und im nachhinein würde er feststellen, dass er vor lauter Nachdenken falsch entschieden hat, und ist furchtbar traurig.

Nein! Lieber läuft er, wie sein Herz es ihm befiehlt. „Richtig“ und „falsch“ gibt es nicht für ihn, sondern nur die Frage, ob er an diesem einen Ort zu diesem einen Zeitpunkt glücklich und zufrieden ist. Wenn er es nicht ist, so gibt es keinen Grund zu bleiben. Es gibt keine Bestimmungen, die ihn irgendwo festhalten und mit Meinungen, die von der Vorstellung einer funktionierenden Gesellschaft geprägt sind, beschäftigt er sich nicht mehr als kurzzeitig nötig. Das ist seine Art, über die er sich nicht den Kopf zerbricht – er ist, wie er ist und tut, was er tut. So ist es die Suche nach dem Glück, die sein Wandern inspiriert. Und im Gegensatz zu den meisten Menschen hat der Taugenichts die Muße und die Zeit, das Glück, das so vielseitig ist, zu enttarnen und zu genießen. Für die unzähligen Schönheiten der Natur finden Arbeitende schlichtweg keine Geduld sie zu entdecken. Sie gehen achtlos vorüber und missachten die kleinen glücklichen Momente, die ihnen geboten würden, wenn sie danach griffen. Es ist die Aufmerksamlosigkeit, die sowohl dein als auch mein Fehler ist. Mit alltäglichen Sorgen belastet sind wir nicht offen für die Erfahrungen eines Taugenichts.

Hast du dich denn nie gefragt, warum du Fortuna noch nicht begegnet bist? Die Antwort ist simpel: Du hast sie übersehen. Beschäftigt mit deinem Geist und all deinen sonstigen Tätigkeiten bist du an ihr vorbeigelaufen.

Der Taugenichts hingegen lässt seinen Geist treiben und belastet ihn nicht mit Nachdenken. Er muss nicht wissen, wo man die Nacht verbringt oder was es als nächstes zu essen gibt, sondern was einzig zählt, ist der Moment. Das Hier und Jetzt. Und damit muss der Taugenichts zufrieden sein, sonst macht er sich erneut auf die Suche. Er ist offen für das Glück.

Ich weiß, wie gerne du dich zur Glücksfindung aufmachen würdest, aber die gesellschaftlichen Normen halten dich zurück. Ein Taugenichts ist ein Außenseiter und wird nicht ernst genommen. Du musst dich entscheiden, wie viel dir dein altes Leben wert ist und was du für ein Leben ohne Konventionen und Regeln geben würdest.

Lass dein Herz entscheiden.

*

Einen Gedanken wagen

von Christoph Bräuer

Ein Essay ... was verbirgt sich eigentlich dahinter?

Vielleicht haben wir eine vage Idee, eine Ahnung, eine schnelle Antwort – aber ein Verständnis? Auf keinen Fall wollen wir Hunderte Definitionen vergleichen, uns in literarische Gattungsunterschiede vertiefen, gar literarische Theorien wälzen – soviel haben wir schon verstanden, es gibt keine einfache Eingrenzung, keine klaren Merkmale, kein eindeutiges Konzept. Wir lesen ein wenig herum und merken: Einfach über fremde Gedanken kommen wir nicht an ein Verständnis des Essays.

Wir wagen einen eigenen Gedanken, einen Versuch...

Der Essay, ein Versuch. Ein Versuch scheint ein Wagnis. Das Betreten eines unbekanntes Terrains, tastend einen Fuß vor den anderen setzend. Kein ausgetretener Pfad, der uns führen könnte, dem wir uns anvertrauen, dem wir folgen – und an den wir unsere Verantwortung für den eigenen Kurs abtreten, und den wir in die Verantwortung nehmen, ja, anklagen, wenn er uns nicht in die Richtung führte, die uns plötzlich einfällt, uns nicht an das Ziel brachte, an welches wir nun gerne gelangt wären.

Der Versuch, einen eigenen Gedanken zu wagen, ist ein Wagnis nicht nur, weil er die Möglichkeit einschließt, sich zu verlaufen – auch ausgetretene Pfade können Irrwege nicht ausschließen -, aber: Wir müssen unsere Irr-, Ab- und Umwege selbst verantworten. Einen solchen Versuch zu wagen schließt die Möglichkeit aus, sich auf eine schlechte Beschilderung, auf die Unkundigkeit derer, die unseren Pfad zuvor austraten, zu berufen. Keine fremde Autorität schützt unseren Gedanken. Der Essay ist das Wagnis, sich einem uns zunächst neuen und unbekanntes Gedankengang anzuvertrauen.

Der Essay, ein Versuchen. Einem Gedankengang, tastend und sich ins Unbekannte wagend, haftet etwas Vorläufiges an. Selbst der schon beschrittene Weg gibt

uns keine Sicherheit; schien er zunächst gangbar, müssen wir an späterer Stelle erkennen, dass er uns in eine Sackgasse führt – einen Versuch wagen bedeutet, um die Vorläufigkeit eines Gedankens zu wissen, immer bereit, ihn für einen weiterführenden aufzugeben. Der essayistische Gedankengang blickt damit immer nach vorne und ist gerade deswegen bereit, nicht im Blick zurück am bereits Zurückgelegten festzuhalten, sondern auch an die Stelle zurückzugehen, von der uns ein anderer Gedankenschritt weiterbringt. Der Essay ist der Optimismus, einen leitenden Gedanken zu finden.

Diesen Optimismus hat der Essayist auch dringend nötig, denn der neue, der unbekanntes, der vielleicht zunächst irrige Weg strengt an, er kostet uns Mühen, er verlangt uns ein Einlassen ab. Ein Essay ist immer auch das Sich Einlassen auf eine Auseinandersetzung mit Widerstrebendem und Widersprüchlichem. Der Essay ist kein schneller Wurf. Der Essay verlangt vielleicht geradezu den Umweg – dem euphemistischen Bonmot folgend, wonach der kürzeste Weg der Umweg sei. Vielleicht müssen wir an dieser Stelle aber auch die Veranschaulichung wechseln, die Metapher des ‚neuen Weges‘ gegen die des ‚Bildhauers‘ tauschen; der Bildhauer, der aus einem groben Steinblock zunächst Brocken für Brocken abschlägt und nichts in diesem Moment weist daraufhin, welche wohlgeformte Skulptur dabei herauskommen wird. Doch mit der Zeit werden die Methoden immer feiner, aus den Brocken werden Stücken, schließlich wird gefeilt und poliert. Mit jedem Schritt wird die Kontur der Skulptur klarer und am Ende steht das Kunstwerk, dessen genialische Erscheinung den langen und mühsamen Prozess seiner Kunstwerdung, die Versuche und Veränderungen überstrahlt – das Kunstwerk steht so da, als habe es nur genau so werden können. So wie der Bildhauer aber aus einem groben Block eine feine Skulptur herausarbeitet, so haut, feilt und poliert die Essayistin an ihren Gedanken.

Der Essay, eine Versuchung. Das Wagnis des neuen Weges, die Einsicht in seine Vorläufigkeit, ja die Mühen des essayistischen Versuchs markieren, umgekehrt formuliert, seinen größten Vorzug: die gestalterische Freiheit des Essayisten. Diese Freiheit kann einen ängstigen – und verführen: sich in seiner eigenen Gedankenwelt zu verlieren, sich und seine Gedanken von der Umwelt abzuschotten, sich auf das essayistisch erworbene Recht, einen eigenen Gedanken zu wagen, zu versteifen: Ich finde aber, es ist so. Aber: Die Subjektivität des Essays ist kein Selbstzweck. Die platte Behauptung, die sich nicht der geteilt gestalteten Welt verpflichtet weiß, missachtet ein Axiom des Essays: Der eigene Gedanken nimmt seinen Ausgang aus der Auseinandersetzung mit der geteilt gestalteten Welt und sein Gedankengang weist auf diese zurück.

Der Essay ist ein Versuch, ein Versuchen und eine Versuchung.

Die einzigartige Chance des Essays liegt darin, sich selbst über die Welt klar zu werden und sich selbst der Welt zu erklären. Eine Rede kann ein solch essayistischer Versuch sein, ein Gespräch oder – essayistisches Schreiben. Sich dieser Freiheit zu stellen, kann man nicht erlernen, sie schreibend zu gestalten hingegen schon. Eine Essaywerkstatt mag daher nicht essayistisches Denken vermitteln, aber es kann ‚Schreibwerkzeuge‘ bereitstellen, die helfen, den Versuch, einen eigenen Gedankengang zu entwickeln, schriftlich zu gestalten. Ganz im Kleistschen Sinne der allmählichen Verfertigung der Gedanken – beim Schreiben.

Von der Zusammenarbeit zwischen Schule und Universität. Ein Projekt zur „Verfertigung der Gedanken“ beim Schreiben von Falk Hamann	2
Eine Lesart entwickeln von Irene Pieper	5
Ferne von Cyril Schirmbeck	6
Unendlichkeit (in einem Fenster) von Alexandra Enzensberger	8
Das Ziel im Leben des Taugenichts von Christian Fleiter	9
Über das Suchen und Finden des Selbst in der Musik von Hannah Heydorn	10
Vom Verlust der Idylle von Michael Petridu	12
Italien oder die Reise zum Leben von Laura Tuchscherer	14
Die Entwicklung des Bildes vom „Deutschtum“, exemplifiziert am Taugenichts von Joseph von Eichendorff von Moritz Probst	15
Die Funktion der Sprache in Eichendorffs Taugenichts von Simon Hellwig	19
Die Musik im Taugenichts von Theo Stanislaus	21
Handeln des Taugenichts von Thomas Ditzen	22
Gedanken eines Taugenichts von Alexander Finkenwirth	24
Sein neues Leben von Hans Theimann	25
Die Verlockung vom Leben als Taugenichts von Helga Matzel	26
Einen Gedanken wagen von Christoph Bräuer	28

Das Titelblatt wurde von Alexandra Enzensberger gestaltet.

Die Textbelege beziehen sich auf die Reclam-Ausgabe [TA]:

Josef Freiherr von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts*. Stuttgart 1986.